Der

Pfuhl von Auteuil.

Von

Paul de Kock.

Ueberſetzt

von

Dr. G. F. W. Rödiger.

Erſter Theil.

Bibliothek

Peſt, Wien und Leipzig, 1853.
Hartleben's Verlags-Expedition.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Gedruckt bei Leopold Sommer in Wien.

I.

Ein Portier neuer Art.

Ein wohlgewachsener, wohlgekleideter junger Mann von dreiundzwanzig Jahren, mit einem recht hübschen Gesicht, in welchem man jedoch einen gewissen naiven Ausdruck bemerkte, den man bei einem Manne leicht für Albernheit nimmt, weil man ihn nicht mehr für Arglosigkeit halten kann; — dieser junge Mann, der trotz seiner naiven Miene, oder vielleicht wegen dieser Miene, die ihm unter Leuten seines Alters etwas Distinguirtes gab, recht einnehmend war; dieser junge Mann — wir wollen den geneigten Leser nicht länger warten lassen — kam in die Rue des Martyrs und suchte eine Hausnummer, die man ihm angegeben hatte.

Wer in Paris wohnt, oder zuweilen dahin gekommen ist, muß wissen, daß diese so berühmte Stadt, die so viel gepriesen, von Jedermann mit vollen Backen gelobt worden — ausgenommen von Jean Jacques Rousseau; er lobte sie nicht, aber er war auch ungemein schwer zu befriedigen. Er war ein Murrkopf, der Alles schwarz sah und meinte, das ganze Menschengeschlecht habe es darauf abgesehen, ihm böse Streiche zu spielen. Er war nicht einmal gegen Leute

freundlich, die ihm Gutes thaten; seiner Meinung nach konnte er auf Alles Anspruch machen, ohne Andern etwas schuldig zu seyn.

Etwas weniger Genie und mehr Herz ist mir lieber; man hat ihn den Mann der Natur genannt! . . . Dann muß die Natur sehr trübselig seyn!

Wir sagten also, daß in Paris nichts schwerer zu finden ist als die Hausnummern. Aber die Hausnummern sollten doch überall ins Auge fallen und jeder Hauseigenthümer sollte bedenken, daß seine Miethsleute zuweilen Gesellschaft haben, und daß es oft gar nicht möglich ist, eine Wohnung zu finden, wenn man die Hausnummern nicht sehen kann.

Doch dem ist nicht so; manches Haus ist mit Zierrathen überladen; die Kaufläden haben Schilder, Schirmdächer, Gemälde; schöne Stoffe flattern in der Luft und schlagen gegen die Hüte, zuweilen auch gegen die Nasen der Vorübergehenden; aber Hausnummern, pfui! . . .

Daran denkt man am wenigsten. Oft sind sie durch die Schaufenster versteckt, zuweilen hat man die sinnreiche Idee, sie in Stuckaturarbeit über dem Eingange anzubringen, aber man hütet sich wohl, sie durch Farben hervorzuheben und da sie dann eben so aussehen wie das Haus, so muß man sehr gute Augen haben, wenn man sie entdecken will. Oft läßt man sie ganz weg, oder bringt sie so ungeschickt an, daß man zehnmal an dem Hause vorübergehen kann, ohne sie zu bemerken.

Wir wollen hoffen, daß es anders wird, und daß die längst versprochenen schönen weiß und blauen Nummern bald an allen Häusern zu sehen seyn werden.

Der junge Mann, dessen Porträt wir skizzirt haben,

hieß Benjamin Godichon. Sein Familienname entlockte denen, die ihn aussprachen, oft ein Lächeln, und seitdem Benjamin in Paris war, wunderte er sich über den Eindruck, den sein Name auf seine Freunde und in der Gesellschaft machte.

Die Pariser lachen gern, und es braucht so wenig, um ihre Heiterkeit zu wecken.

»Ah! endlich! . . . hier ist's!« sagte Benjamin, als er die Nummer eines Hauses bemerkte, vor welchem er schon einige Male vorübergegangen war, ohne sie zu sehen, weil sie zwischen einem aufgespannten Ladenzelt und einem Schilde versteckt war.

Der junge Mann tritt in das Haus, befindet sich in einem kleinen Hofe, und sieht eine Glasthür, über welcher das Wort: »Hausmeister« steht.

Er öffnet die Thür einige Zoll weit, steckt kaum die Nasenspitze in das sehr dunkle Stübchen, aus welchem eben kein balsamischer Duft kömmt und ruft hinein:

»Madame Saint-Lambert?«

Eine durchdringende schnarrende Stimme, die aus dem Hintergrunde des Stübchens zu kommen scheint, antwortet:

»Hier . . . hier . . . hier!«

»Diable!« sagt Benjamin für sich, »der Hausmeister scheint zu fürchten, ich sey taub, sonst würde er sich nicht wiederholen.«

»Und ist Madame Saint-Lambert zu Hause?« frägt er weiter.

Dieselbe Stimme antwortet:

»Hier . . . hier . . . hier!«

»Ich hab's recht gut gehört, Hausmeister; jetzt aber frage ich Sie, ob die Dame zu Hause ist.«

»Nur hinauf . . . nur hinauf . . . nur hinauf!«

»Ah! sie ist zu Hause . . . das ist schön! . . . Aber sagen Sie doch, in welchem Stocke wohnet sie, denn es ist das erste Mal, daß ich zu Madame Lambert komme, und ich weiß nicht, wo ihre Wohnung ist.«

»Nur hinauf . . . nur hinauf!«

»Das ist ein fürchterlich langweiliger Mensch!« murrte der junge Mann, indem er seinen Kopf von dem Fensterchen zurückzog, aus welchem fortwährend ein in die Augen beißender Duft hervorkam. »Ich weiß nicht, was dieser Hausmeister in seiner Spelunke zubereitet, aber es ist wahrhaftig zum Ersticken. Ah! ich rieche es, es sind Zwiebeln, er macht wahrscheinlich Confect davon. Ich begreife nicht, wie diese Leute in solcher Atmosphäre leben können . . . Aber die Sache muß doch ein Ende nehmen.«

Benjamin Godichon nimmt nun seinen Muth zusammen, tritt wieder an die Thür und spricht:

»Wollen Sie mir gefälligst sagen, in welchem Stocke Madame Saint-Lambert wohnt?«

»Thür zu! . . . Thür zu! . . . Thür zu!«

»Tausendsapperment! Hausmeister, endlich verliere ich die Geduld. Ich will ja die Thür herzlich gern zumachen, denn aus eurer Loge kommt ein Duft, der in die Augen beißt . . . das ist nicht sehr angenehm . . . So antwortet mir doch . . . in welchem Stocke?«

»Nur hinauf . . . nur hinauf!«

»Jetzt wird's mir aber zu arg,« sagt Benjamin und schlägt zornig die Glasthür zu.

Dann geht er, mit dem festen Entschlusse, gegen

den unwürdigen Hauswächter Klage zu führen, auf die Treppe zu.

Im ersten Stocke bleibt Benjamin stehen und sinnt nach.

»Der Mensch antwortet mir immer: Nur hinauf . . . nur hinauf! . . . Er hat gewiß gemeint, daß Madame Saint-Lambert ganz oben im Hause wohne und daß ich hinaufsteigen müsse, so lange als ich Stufen finde . . . Ja so wird's seyn . . . aber er hätte mir's auf eine andere Art sagen können . . . Welch' eine schauderhafte, krächzende, näselnde Stimme! . . . Wie kann man auch einen Hausmeister behalten, der gegen die Leute so grob ist.«

Benjamin setzt rüstig seine Treppenreise fort, bis in den sechsten Stock. Als die Treppen endlich aufhören, steht er still und sieht sich um.

Er steht auf einem, für seine Höhe ziemlich saubern Vorplatze und sieht drei Thüren. Die eine hat einen Glockenzug, die andere hat nur ein Ende Bindfaden, der eine Klinke zu öffnen scheint; die dritte hat gar nichts.

Der junge Mann geht auf die Thüre zu, die mit einem Glockenzuge und einer Strohdecke versehen ist, und daher auf eine einigermaßen reinliche Wohnung schließen läßt.

Er läutet an; nach einer Weile hört er langsame gemessene Fußtritte.

»Sie kömmt sehr langsam,« dachte Benjamin; »und gestern auf dem Balle war sie so lebhaft, so flink, so ätherisch . . . sie konnte nicht einmal still sitzen, wenn sie nicht tanzte . . . Sie ist es gewiß nicht, sondern ein Dienstbote.«

Die Thür wird geöffnet. Eine alte Frau mit einer Haube, die wenigstens einen Fuß hoch ist und einem schon ziemlich grotesken Gesicht ein sehr originelles Aussehen gibt,

Digitized by Google

muſtert den Fremden, der mit etwas mürriſcher Miene die Glocke gezogen hat, und ſagt zu ihm:

»Putzen Sie Ihre Füße ab, dazu iſt die Strohdecke da.«

»Ich ſehe es wohl, Madame . . . Entſchuldigen Sie, komme ich hier recht zu . . .«

»Allerdings, ich habe Sie lange erwartet, es iſt ſchon länger als eine Stunde, daß ich zu Ihnen ſchickte . . . Putzen Sie doch Ihre Füße ab.«

»Madame, ich verſtehe Sie nicht recht . . . Sie haben zu mir geſchickt?«

»Ja zweimal . . . meine Nichte . . . Sie ſind vermuthlich ein neuer Burſch, denn ich kenne Sie nicht . . . Doch das thut nichts . . . Wollen Sie ſo gefällig ſeyn, nur ſie zu ſetzen . . . denn meine Nichte iſt ſo dumm, ſo ungeſchickt, und überdies . . . wird ſie vielleicht erſt dieſen Abend wieder nach Hauſe kommen.«

»Ich ſoll ſie Ihnen ſetzen? . . . Was ſoll ich Ihnen denn ſetzen?«

»Die Blutegel, die Sie mitbringen. Der Doctor hat mir fünfzehn Stück verordnet . . . an eine gewiſſe Stelle, wo ich ſelbſt ſie nicht ſetzen kann . . . denn da ſieht man ſich nicht . . . und das iſt recht ſchade.«

Benjamin Godichon fährt voll Schrecken zurück.

»Vermuthlich irren wir uns Beide,« ſagt er; »ich frage nach Madame Saint-Lambert; iſt das hier recht?«

»Saint-Lambert? . . . Sind Sie denn nicht der Apothekerburſch, der mir die Blutegel bringt?«

»Nein, Madame, und wenn Sie mich angehört hätten . . .«

»Dann laſſen Sie mich in Ruhe!«

Die Alte ſchlug dem intereſſanten jungen Manne die

Thür vor der Naſe zu, ohne ſich weiter um ihn zu kümmern.

»Da bin ich ſchön angekommen . . . Der Alten ſoll ich Blutegel ſetzen! ſie ſchlägt zornig die Thür zu . . . aber ſie iſt krank, ſie iſt zu entſchuldigen. Ich will es jetzt mit der andern Thüre verſuchen, und den Bindfaden ziehen.«

Benjamin zieht den Bindfaden, eine Klinke hebt ſich, er tritt ein. Aus einem Zimmer ruft eine Stimme:

»Nur hieher . . . nur herein . . . ich bin hier!«

»**Diable**! das iſt keine weibliche Stimme,« dachte Benjamin; »aber die Dame hat vielleicht einen Dienſtboten männlichen Geſchlechtes . . . einen Groom . . . ſie war ſchön genug gekleidet, um zu dieſer Vermuthung zu berechtigen . . . Aber ſonderbar iſt's doch, wenn ſie wirklich ſo hoch wohnt . . . in Paris ſoll's freilich, wie ich höre, im ſechſten Stocke eben ſo elegant ſeyn wie im erſten.«

Der junge Mann ging durch eine Dachſtube, deren Wände mit abgeblaßten, zerriſſenen Papiertapeten beklebt waren. Die ganze Einrichtung beſtand aus zwei irdenen Oefen, von denen der eine zerbrochen war . . . Alles dies widerlegte die Vermuthung, daß die Männerſtimme von einem Groom komme.

In dem zweiten Zimmer ſtand ein großer Tiſch, auf welchem ein Mann mit untergeſchlagenen Beinen, nach türkiſcher Art ſaß. Er trug nur Beinkleid und Hemd, ohne Weſte, ohne Rock. Dieſer Mann, der ein kupferiges Geſicht und eine rotherübenfarbene Naſe hatte, glich auf den erſten Blick einer Maske; er nähte an einem Beinkleide und ſang mit ſehr bemerkbarem ausländiſchen Accent:

„On n'fait bas l'amour tous les chours,
Mais l'choucroute on en manche touchours.“

„Aha! Da komme ich gar zu einem Schneider,“ dachte Benjamin.

Der Kleiderkünſtler ſagte zu ihm, ohne aufzuſchauen, in ziemlich ſtark geradebrechtem Franzöſiſch:

„Ich habe Sie eben in der Mache, Monſir Chiffretin . . . Il letztes Bein iſt bald fertig . . . dieſen Abend bekommen Sie es, ich konnte es nicht früher . . .“

„Entſchuldigen Sie, daß ich Sie ſtöre,“ unterbrach ihn Benjamin, „aber Sie halten mich für einen Andern . . . und ich ſehe wohl, daß ich mich ebenfalls geirrt habe . . .“

Der Schneider blickte von ſeiner Arbeit auf und rief:

„Schau! es iſt nicht Monſir Chiffretin . . . es iſt eine neue Kundſchaft!“

„Nein, mein lieber Herr, ich ſuche Madame Saint-Lambert, die in dieſem Hauſe wohnen muß . . . aber der Hausmeiſter war nicht ſo gütig mir zu ſagen, in welchem Stocke.“

„Metame Saint-Lampert . . . vielleicht von Monſir Chiffretin empfohlen?“

„Keineswegs . . . Ich ſuche die Dame hier im Hauſe . . . Kennen Sie ſie?“

„Ueber die Damen kann ich keine Auskunft geben, ich bin kein Frauenſchneider . . . und kenne keine Saint-Lampert . . . Soll ich Ihnen das Maß nehmen?“

„Nein, ich danke Ihnen, ich habe meinen Schneider . . . ich brauche auch nichts . . . Es iſt wirklich ſonderbar, daß Sie von einer Nachbarin nichts wiſſen.“

»Ich halte keine Nachbarſchaft . . . ich arbeite an den »Bantelons« für Monſir Chiffretin. Schöne Bantelons werden das! . . . Soll ich Ihnen zu eben ſolchen das Maß nehmen?«

»Nein, nein . . . es thut mir leid, daß ich Sie beläſtigt habe . . . Ich bitte, laſſen Sie ſich bei Ihrer Arbeit nicht ſtören . . . ich habe die Ehre, mich zu empfehlen.«

»Bonchour, Monsir.«

Benjamin verläßt eilends die Wohnung des Schneiders, der ſein Lied von Liebe und Sauerkraut wieder anſtimmt und an Chiffretin's Beinkleidern fortarbeitet.

Es war nur noch eine Thür übrig. Benjamin iſt unſchlüſſig, ob er anklopfen ſoll; aber da er ſich einmal ſo weit hinaufgearbeitet hat, will er nicht unverrichteter Sache wieder fortgehen.

Er klopft an die dritte Thür. Keine Antwort.

Er klopft noch einmal. Dann hört er Lärm und Gepolter, als ob mehre Perſonen hin und her liefen und ſich flüchteten oder verſteckten; bald wird's wieder ſtill, aber die Thür thut ſich nicht auf.

Leute waren darin, das war nicht zu bezweifeln. Benjamin klopft daher zum dritten Male, und noch ſtärker.

Plötzlich wird die Thür aufgeriſſen, ein nur halb angekleidetes junges Mädchen erſcheint mit einem großen Waſchbecken voll Waſſer, und gießt das letztere dem armen Benjamin ins Geſicht.

»Sieh, Du garſtiger Cotonnet!« ruft ſie ihm zu. »Du weißt doch, daß ich Dir verboten habe, wieder zu kommen! Wenn Du noch einmal anklopfeſt . . . wenn Du . . .«

Das Mädchen hält inne, sie hat Benjamin angesehen, sie hat bemerkt, daß sie sich geirrt, und stammelt:

»Ach, mein Gott! es ist nicht Cotonnet! . . .«

»Und wenn's auch Cotonnet wäre,« entgegnete Benjamin, »darf man ihn denn so begießen?«

Aber seine Vernunftgründe werden nicht gehört, denn das Mädchen, über den Irrthum beschämt, hat die Thür zugeschlagen und ist eben so schnell verschwunden, wie sie erschienen war.

»Das geht gut,« denkt Benjamin, der seinen Foulard aus der Tasche zieht und sich das Gesicht abtrocknet. »Ich muß gestehen, daß ich kein Glück habe, und daß mir die Bekanntschaft der Madame Saint-Lambert viele Verlegenheiten bereiten wird . . . Und es frägt sich noch, ob es mir gelingen wird, ihre Bekanntschaft zu machen . . . Werde ich sie auch finden, die Dame, die mir ihre Adresse in dieses Haus gegeben hat und die kein Mensch hier kennt . . . ausgenommen der Hausmeister, denn er hat mir dreimal geantwortet: Hier, hier, hier! . . . Doch das ist die Hauptsache . . . sie muß hier wohnen, und ich muß sie finden . . . und wenn man mir auch noch mehr ins Gesicht schüttet . . . ich biete allem Ungemach Trotz! . . . Die Kleine, die mich begossen hat, war ohnedies sehr hübsch . . . ihr Anzug war leicht, wie der des Schneiders, nur daß sie statt der Beinkleider einen Unterrock trug. Ach! Die Unterröcke stehen zehnmal schöner . . . freilich nur den Frauenzimmern . . . die Männer würden sich schlecht darin ausnehmen . . . Die Kleine hatte schönes schwarzes Haar und lebhafte, feurige detto Augen . . . und eine blühende Farbe . . . Ich möchte wohl wissen, was sie machte, und wenn sie allein wäre . . . Aber ich vergesse

Madame Saint-Lambert . . . ſie iſt ebenfalls ſehr hübſch . . . und wie ſie mich geſtern auf dem Balle anſah . . . ich glaube gar, ſie hat mir beim Abſchiede die Hand gedrückt . . . Ich habe folglich eine Eroberung an ihr gemacht . . . Ich muß ſie durchaus wiederfinden . . . Ich will unten anläuten.«

Benjamin Gödichon eilt eine Treppe hinab. Im fünften Stocke ſind ebenfalls drei Thüren. Er läutet bei der erſten an. Man öffnet. Ein Stubenmädchen erſcheint.

»Wohnt hier Madame Saint-Lambert?«

»Nein.«

»Können Sie mir ſagen, wo ſie wohnt?«

»Ich kenne keine Perſon dieſes Namens im Hauſe, und ich kenne doch alle Wohnparteien; Sie werden ſich daher in der Hausnummer geirrt haben.«

»Nein, Mademoiſelle, denn der Hausmeiſter hat mir geſagt, ſie wohne hier.«

»Hier? in dieſer Wohnung . . .«

»Nein, aber in dieſem Hauſe.«

»Das begreife ich nicht, er muß nicht recht gehört haben. Dann laſſen Sie ſich doch ſagen, in welchem Stock, in welcher Wohnung . . . Ich glaube, der alte Locard hat Sie angeführt.«

»Wenn ich das wüßte . . . O! doch Sie haben Recht, Mademoiſelle, ich mag nicht mehr an alle Thüren klopfen, ich will hinunter gehen und mit dem alten Locard reden; er muß ſich erklären, und wenn er mich geſoppt hat, ſo ſoll er ſehen, daß ich keinen Spaß verſtehe.«

»Thun Sie das, mein Herr; gehen Sie hinunter zu dem alten Knauſer.«

Der junge Mann eilt die fünf Treppen hinab; er

kömmt in den Hof, reißt die Glasthür des Hausmeisters auf und ſteckt dem Zwiebelgeruch Trotz bietend, den ganzen Kopf in das dunkle Stübchen:

»Hausmeiſter, jetzt müßt Ihr mir antworten . . . ſeit einer Stunde klopfe ich an alle Thüren hier im Hauſe.«

»Nur hinauf! . . . nur hinauf!« antwortet wieder die näſelnde Stimme, deren Inhaber nicht ſichtbar iſt.

»Schönen Dank, ich bin ſchon in den ſechſten Stock hinauf geſtiegen. Ich habe Euch gefragt, wo Madame Saint-Lambert wohnt.«

»Hier . . . hier . . . hier!«

»Nun, wenn ſie hier wohnt . . . in welchen Stock muß ich gehen, an welche Thür klopfen? Ich habe nicht Luſt mich noch länger zu irren . . . ich habe ſchon Abenteuer genug gehabt . . . Wollt Ihr mir antworten, oder nicht? . . . Aber wo ſteckt Ihr denn, alter Locard? denn ich weiß jetzt euren Namen.«

»Thür zu! . . . Thür zu! . . . Thür zu!«

»Ha! das geht zu weit . . . Ihr treibt euren Spaß mit mir . . . unverſchämter Menſch! . . . Ich werde Euch ſchon aus eurer Spelunke herausholen.«

Benjamin, der nun ernſtlich böſe geworden iſt, ſchickt ſich an, ſeine Drohung auszuführen, als er ein lautes Gelächter hört. Er ſieht ſich um, und bemerkt im Hofe einen höchſt eleganten jungen Mann, der ſich vor Lachen ausſchütten will und ſich an die Wand lehnt, um ſich ſeiner Heiterkeit ganz gemächlich zu überlaſſen.

Benjamin ſieht den Stutzer an, und weiß nicht mehr was er thun ſoll: es ſcheint ihm, daß der Unbekannte über ihn lacht, und das beleidigt ihn; aber zugleich brennt er

Digitized by Google

vor Begierde, den Hausmeister durchzubläuen. Er tritt in die Loge und ruft:

»Wo steckt Ihr denn, Unverschämter? . . . Kommt hervor, daß man Euch sehen kann.«

»Nur hinauf. . . nur hinauf!«

»Habt Ihr Euch denn unter dem Plafond verkrochen, daß eure Stimme von oben kömmt? . . . O! welch ein Geruch! mir gehen die Augen über.«

Benjamin kömmt wieder aus der Loge, er hat rothe Augen wie ein Kaninchen.

Der elegante Herr lacht noch aus Leibeskräften. Das wird dem Anbeter der schönen Tänzerin denn doch zu arg, er geht auf den Unbekannten zu und stellt ihn zur Rede:

»Lachen Sie über mich, mein Herr?«

»Ja . . . ja . . . ha! ha! ha! . . . o ja!«

»Lachen Sie etwa, weil ich den unverschämten Hausmeister züchtigen will?«

»Allerdings . . . Ha! ha! ha! . . . das ist köstlich . . . er will den Hausmeister prügeln . . . Es ist zum Todtlachen!«

»Mein Herr, wissen Sie wohl, daß ich Niemanden erlaube, sich über mich lustig zu machen?«

»Ha! ha! ha! . . . Sagen Sie was Sie wollen . . . Sie werden mich nicht hindern . . . Er will den Hausmeister prügeln. Ha! ha! ha!«

»Es ist gut, Sie werden mir Rede stehen . . . Aber zuerst muß ich mit dem unverschämten Menschen fertig seyn.«

Benjamin geht wieder zu der Glasthür und ruft:

»Locard, ich befehle Euch augenblicklich herauszukommen . . . oder ich hole die Wache!«

»Ha! ha! ha! . . . er will die Wache holen . . . das wäre köſtlich! . . . Ach! ich kann nicht mehr.«

In dieſem Augenblicke kömmt ein Mann mit Jacke und Mütze in den Hof, und bemerkt Benjamin, der mit den Fäuſten an die Glasthür ſchlägt und ſchon mehre Miethsleute an die Fenſter gelockt hat.

»Mein Herr, was wünſchen Sie?« fragt der Mann, auf ihn zu tretend. »Machen Sie doch nicht ſolchen Lärm . . . Es kommen ja alle Leute an die Fenſter.«

»Was liegt mir daran? Laſſen Sie mich in Ruhe ... Ich will den Hausmeiſter tüchtig durchbläuen ... heraus, Locard!«

»Ich bin Locard, der Hausmeiſter . . . Warum wollen Sie mich denn ſchlagen?«

»Sie . . . Sie ſind der Hausmeiſter . . . Aber wer ſitzt denn dort in Ihrer Zwiebelatmoſphäre? . . . Den meine ich, und mit dem habe ich es zu thun.«

Der Hausmeiſter, denn er war's wirklich, ſcheint ſehr verlegen zu ſeyn, aber während er auf eine Ausflucht ſinnt, hat ſich der Lacher genähert und iſt ſchnell in die Loge geſchlüpft. Bald kömmt er wieder heraus und hält auf dem Arme einen großen grauen Papagei, der ganz duckmäuſeriſch vor ſich niederſchaut, und den er dem ganz verblüfften Benjamin mit den Worten vorſtellt:

»Sehen Sie, das iſt der Hausmeiſter, den Sie durch die Wache arretiren laſſen wollten.«

Benjamin ſtarrt den Papagei an; er weiß nicht, ob er ſeinen Augen trauen ſoll. Aber der gefiederte Spitzbube beginnt wieder zu rufen:

»Nur hinauf! . . . nur hinauf! . . . es iſt hier ganz recht.«

Er konnte nun nicht mehr zweifeln. Im erſten Augenblicke wandelt ihn die Luſt an zu lachen, wie der Herr, der den Papagei hält; aber anſtatt dieſer erſten Regung, die bekanntlich immer die beſte iſt, nachzugeben, denkt er, es ſey unter ſeiner Würde, ſich ſo auslachen zu laſſen, und ſagt erbittert zu dem Hausmeiſter:

»Was! Ihr laßt Euch durch einen Papagei vertreten? Das ſcheint mir doch etwas rückſichtslos.«

»Ich bitte tauſendmal um Vergebung, mein lieber Herr,« antwortet der Hausmeiſter. »Dieſer Herr hier iſt an Allem Schuld; er hat ſeinen Papagei alle Worte gelehrt, welche die Hausmeiſter den Fremden zu ſagen pflegen. Wenn ich alſo für ihn Beſtellungen zu machen habe, ſo bringt er mir ſeinen Papagei und ſagt: Trage nur keine Sorge, Jaquot wird deine Stelle vertreten; man wird gar nicht merken, daß Du fortgegangen biſt . . . Und um recht ſicher zu ſeyn, zerquetſche eine Zwiebel in deiner Loge, dann wird den Leuten die Luſt vergehen, ſich aufzuhalten. So iſt's auch heute geſchehen . . .«

»Ja, das habe ich gemerkt . . . Und Sie, mein Herr, haben ſo originelle Ideen?«

»Mich dünkt, daß die Idee nicht ſo ſchlecht ſey . . . Sagen Sie aufrichtig: ſind Sie nicht ſelbſt getäuſcht worden?«

»Ja wohl, ich bin vollſtändig getäuſcht worden.«

»Urtheilen Sie daher ſelbſt, ob es nicht zum Krankachen war, als Sie den Papa Locard mit Gewalt herausholen wollten.«

»Ja, ich begreife, daß Sie ſich ſehr darüber ergötzen mußten.«

»Darf ich jetzt fragen, was Ew. Gnaden hier im Hauſe ſuchen?« fragte der Hausmeiſter kleinlaut.

»Ja, richtig . . . ich ſuche Madame Saint-Lambert.«

Der Hausmeiſter ſchien ſich einen Augenblick zu beſinnen, dann erwiederte er:

»Madame Saint-Lambert . . . Ja, ſie iſt zu Hauſe . . . ich glaube wenigſtens . . . Im vierten Stock, die Thür rechts.«

»Ah! das iſt ſchön!«

»Was ſagt Ihr da, alter Locard?« flüſterte der Herr mit dem Papagei dem Hausmeiſter zu. — »Ihr habt eine Madame Saint-Lambert im Hauſe? Seit wann denn? . . . Ich kenne ſie nicht.«

Locard raunte dem Andern einige Worte ins Ohr.

Der Herr mit dem Papagei brach wieder in ein lautes Gelächter aus.

»Ha! ha! ha! Sehr gut . . . ich verſtehe . . . Es iſt ein Seitenſtück zu dem Papagei!«

Benjamin hatte die Geſchichte mit dem Hausmeiſter faſt vergeſſen und wollte eben wieder die Treppe hinaufgehen, als er den eleganten Herrn wieder laut lachen hört.

Dieſes Mal wurde es ihm denn doch zu arg, er eilt wüthend auf den Lacher zu.

»Ich hoffe, mein Herr, daß Sie mir morgen früh über Ihre ſchlechten Späße Rede ſtehen werden.«

»Ich ſtehe zu Dienſten, wann und wo Sie wollen. Hier iſt meine Karte. Ich wohne hier im Hauſe, und es wird Ihnen keine Mühe machen, da Sie ohnehin zu . . . Madame Saint-Lambert kommen . . . Ha! ha! ha!«

»Ja wohl, mein Herr, morgen werden Sie meinen Beſuch bekommen . . .«

»Geben Sie mir doch auch Ihre Karte, damit ich weiß, mit wem ich es zu thun habe.«

»Sie haben Recht . . . Hier iſt meine Karte.«

Benjamin greift in die Taſche und gibt dem Andern ſeine Karte.

Kaum hat der elegante Herr einen Blick auf die Karte geworfen, ſo wandelt ihn die Lachluſt wieder an; er wirft ſich auf eine Bank und ruft:

»Godichon! . . . er heißt Godichon! . . . Er muß ſich verſchworen haben, mich durch Lachen umzubringen!«

Benjamin geht zornroth und von dem Gelächter des ſchönen Herrn verfolgt, die Treppe hinan.

II.

Madame Saint-Lambert.

Während Benjamin Godichon die Treppe hinanflieg, beruhigte ſich ſein Zorn und er bekam anakreontiſche Gedanken. Er freute ſich im Stillen auf den Beſuch bei der reizenden Tänzerin, deren flüchtige Bekanntſchaft er Abends vorher im Château des Fleurs gemacht hatte, und er hoffte, daß dieſe Bekanntſchaft zu einem traulichen Verhältniß führen werde. Alle Umſtände ſchienen ihn zu dieſer Hoffnung zu berechtigen: wenn eine junge Dame einem jungen Manne ihre Adreſſe gibt und ihm erlaubt ſie zu beſuchen, ſo pflegt ſie nicht die Abſicht zu haben, ſich gegen ihn zu benehmen wie Lucretia gegen Tarquinius.

Endlich kommt er in den vierten Stock; er läutet an der Thür rechts; die Thür thut ſich auf.

Es iſt ein zwölf- bis dreizehnjähriges Mädchen, deren Anzug es zweifelhaft läßt, ob ſie eine Bonne, eine Arbeiterin oder eine Köhlerin iſt; denn die Kleine ſieht ſehr

schmuzig aus, und ein Theil ihres Gesichts ist von Kohlen geschwärzt, woraus man schließen könnte, daß sie sich zum Anzünden des Feuers keines Blasebalgs bedient.

Die Hände entsprechen dem Gesicht; sie sind ebenfalls schwarz; aber da sie an mehren Stellen glänzen, so läßt sich leicht erkennen, daß sie ihre Farbe der englischen Wichse verdanken.

»Madame Saint-Lambert?« fragt Benjamin mit einer tiefen Verbeugung. Die Kleine sieht ihn schalkhaft an und kaut einen Mund voll Brot mit Weinbeermuß, wovon sie ein großes Stück in der linken Hand hält.

»Madame Saint-Lambert . . .« wiederholte die Kleine, und strich mit dem Zeigefinger der rechten Hand das Weinbeermuß in die Löcher des Brotes.

»Ich hoffe, daß es hier recht ist,« versetzt Benjamin mit zitternder Stimme, während die Kleine wieder in das Stück Brot beißt und ihre eine Wange mit Weinbeermuß bedeckt, welches in Verbindung mit dem Kohlenstaube und der englischen Wichse, von der ihr Gesicht auch einige Spuren trägt, ihrer Physiognomie etwas Originelles gibt, das bei Cooper's Mohikanern nicht unangenehm seyn würde.

»Ja, ja, wie dumm bin ich doch!« rief die Kleine auf einmal. — »Madame Saint-Lambert . . . Ja, das ist hier ganz recht . . . Belieben Sie nur herein zu kommen . . . sie ist zu Hause.«

»Ach, endlich!« dachte Benjamin, indem er der Kleinen folgte.

Diese führte ihn durch eine Art Vorzimmer, das zugleich als Speisezimmer und zuweilen auch als Küche benützt wurde, wie wenigstens aus den hier und da zerstreuten Gemüseabfällen zu schließen war; dann öffnete sie die Thür

eines ziemlich armſelig möblirten Salons, in welchem ein altes viereckiges Piano ſtand.

»Warten Sie gefälligſt einen Augenblick . . . Ma . . . Ma . . . Madame Saint-Lambert wird ſogleich kommen.«

»Ich ſtöre ſie doch nicht?«

»O nein, Sie wurden ja erwartet . . . jetzt wäſcht ſie ſich das Geſicht.«

Benjamin dachte, die kleine Bonne könne nichts Beſſeres thun, als dem Beiſpiele ihrer Gebieterin folgen; allein er behielt dieſen Gedanken für ſich. Die Kleine bot ihm einen Seſſel und entfernte ſich, indem ſie wieder in ihr Weinbeermußbrot biß.

Wenn man zum erſten Male zu einer Dame kommt und warten muß, — was faſt immer der Fall iſt, — ſo nimmt man natürlich das Zimmer, in welchem man die Geduldprobe zu beſtehen hat, genau in Augenſchein; man ſucht aus der Einrichtung auf die Stellung, den Geſchmack, und ſelbſt auf den Charakter der Bewohnerin zu ſchließen.

Zuweilen irrt man ſich in ſeinen Vermuthungen, aber ſehr oft trifft man das Rechte.

Benjamin wird keineswegs bezaubert durch den Luxus, der in dem Wartezimmer herrſcht.

Der Fußboden iſt vermuthlich vor Zeiten gebürſtet worden, aber dieſe Zierde hat er lange entbehren müſſen, und es iſt ſogar zweifelhaft, ob man ihn mit dem Beſen gekehrt hat.

Der Divan, auf welchem er Platz nimmt, iſt keineswegs elaſtiſch, ein Eremit würde ihn nicht zu weich finden.

Die blau und weiß carrirte Leinwand, mit der die Meubles überzogen sind, hat in der Wäsche einen Theil ihrer Farbe verloren und ist dergestalt eingegangen, daß sie sich an manchen Stellen kaum über die Hälfte der zu bedeckenden Fläche erstreckt.

Die Vorhänge sind von Zitz, und haben noch ihren vollen Glanz, obschon sie an mehren Stellen beschmutzt sind.

Auf einem Spieltische steht eine Carcellampe.

Auf dem Camin steht eine sehr hübsche Stockuhr mit Muschelwerk, welche alle übrigen im Zimmer befindlichen Gegenstände verdunkelt, aber es fehlt ihr der Aufsatz.

Ueber dem Divan hängen einige schlechte Bilder, aber gegenüber fesselt ein wunderhübsches weibliches Porträt in Aquarell die Blicke des jungen Mannes.

»Das ist sie . . . das ist ihr Porträt!« denkt Benjamin und tritt vor das Bild hin. »Etwas jünger vielleicht . . . aber doch sehr ähnlich . . . Ein spanischer Kopfputz . . . Sollte sie eine Spanierin seyn? Es war vielleicht ein Faschingscostume . . . aber sie ist wirklich reizend in diesem Costume.«

In diesem Augenblicke geht die Thür auf, und Madame Saint-Lambert erscheint.

Sie ist vierunddreißig Jahre alt, sehr hübsch gewesen, und auch jetzt noch nicht übel, aber sie scheint stark am Hungertuche genagt zu haben.

Sie ist sehr schmächtig, fast mager; aber sie ist gut gewachsen und hat einen jugendlichen Anstand.

Sie ist eine Brünette mit blauen Augen; ihre Hautfarbe bezeichnet sie als Südländerin.

Ihr etwas großer Mund ist geistreich, ihre Zähne sind ziemlich weiß, ihr Ton frei und ungezwungen.

Ihr Kopfputz ist genau derselbe wie auf ihrem Porträt, ihr an den Seiten geflochtenes schwarzes Haar vereinigt sich mit einem kunstvoll um den Kopf gewundenen rothseidenen Tuche; ein schwarzer Schleier fällt hinten auf die Schultern, die nicht vollkommen weiß sind.

Der übrige Anzug besteht aus einem sehr zerdrückten schwarzseidenen Kleide.

Aber als sich Benjamin umsieht und die Dame bemerkt, fällt ihm nur Eins auf: ihre Aehnlichkeit mit dem Porträt.

Vermuthlich hat Madame Saint-Lambert, um diese Aehnlichkeit noch überraschender zu machen, denselben Kopfputz angelegt, der auf ihrem Porträt zu sehen.

»Bonjour, Monsieur . . . Entschuldigen Sie, daß ich Sie allein gelassen. Meine Kammerjungfer hätte Sie in mein Boudoir führen sollen . . . aber die Kleine denkt nur ans Essen . . . Dieser Salon ist noch nicht gebürstet . . . in Paris wird man nie fertig . . . Es ist sehr schön von Ihnen, daß Sie sich meiner erinnert haben.«

»Ah, Madame,« erwiedert Benjamin, durch diesen Wortschwall etwas verblüfft. »Allerdings . . . wie hätte ich Sie auch vergessen können!«

»Schmeichler! Sie treten kaum in die Welt und kennen schon die Sprache der Verführung . . . Nehmen Sie doch Platz . . .«

Benjamin hatte geglaubt, die Dame wolle ihn in das bewußte Boudoir führen; aber sie setzte sich auf den Divan, wo sie sogleich eine Stellung annimmt, die ihre sehr kleinen Füße zum Vorschein bringt.

Benjamin nimmt an ihrer Seite Platz.

»Was betrachteten Sie denn, als ich kam?«

»Ihr Porträt, Madame; es ist sehr ähnlich.«

»Finden Sie das wirklich? Mich dünkt, man hat mir etwas geschmeichelt.«

»Nicht im mindesten . . . Sie sind wirklich wie das Porträt.«

»Heute fühle ich mich angegriffen . . . ich habe schlecht geschlafen . . . ich habe meine Nervenzufälle . . . ich bin nicht zum Anschauen . . . ich habe mir nicht einmal Zeit genommen, meinen Kopfputz zu ordnen . . .«

»Ihr Kopfputz ist ja deliciös, gerade wie an Ihrem Porträt . . . Sind Sie eine Ausländerin?«

»Ja, ich bin eine Spanierin, von mütterlicher Seite . . . Meine Mutter war eine Villa de las Tormas de Bellareal.«

Benjamin verneigte sich ehrerbietig vor diesen Namen und antwortete:

»Ich dachte es wohl, Madame: Sie haben einen etwas ausländischen Accent.«

»Ja, es ist wahr, ich habe etwas Accent.«

Was Benjamin für einen spanischen Accent nahm, war nur der Dialekt, der an der Garonne gesprochen wird; aber ein Verliebter täuscht sich leicht, und Benjamin war sehr verliebt.

»Sie haben also meine Adresse richtig gefunden?«

»Ja, Madame . . . Ich sage ja; aber ich habe fast eben so viele Mühe gehabt, zu Ihnen zu gelangen, wie einst Jason hatte, um das goldene Vließ zu erobern. Ich hatte sogar schon die Hoffnung aufgegeben, Sie zu finden.«

»Wirklich! . . . Was ist Ihnen denn begegnet?«

»Viele Abenteuer.«

Digitized by Google

»O! erzählen Sie mir das . . . Ich bin eine große Freundin von Ereigniſſen, die von dem einförmigen Lebenswege abweichen. Ich hätte zu den Zeiten der irrenden Ritter leben mögen! Ich wäre gern eine Bradamante . . .«

»Ich bin in der That ſehr glücklich geweſen, Madame; denn ohne Ihr Haus zu verlaſſen, habe ich eine Menge Abenteuer beſtanden.«

Benjamin erzählte nun Alles was ihm begegnet war. Von Zeit zu Zeit unterbrach ſie ihn:

»Blutegel! O das iſt köſtlich! . . . Das iſt Madame Petouillard, eine vormalige Speckhändlerin . . . Armer, junger Mann, da ſind Sie ſchön angekommen! . . . Ah! der Schneider! das iſt der alte Birmann, der Trunkenbold! . . . Wie! man hat Ihnen Waſſer ins Geſicht geſchüttet! Das iſt ja abſcheulich! Das war die kleine Coralin! . . . oder ihre Cameradin . . . Wer kann es wiſſen? Es iſt ein ganzer Schwarm da oben. Ich glaube, es wohnen ihrer ſechs in einem Zimmer . . . Ich begreife nicht, wie ein Hausherr das dulden kann!«

»Und was treiben dieſe Demoiſelles?«

»Sie ſind Blumenmacherinnen . . . wenigſtens werden ſie dafür ausgegeben . . . Sie treiben gar mancherlei.«

»Weiter . . . hier über Ihrer Wohnung . . .«

»Das wird die Bonne der Madame Barigoule geweſen ſeyn.«

»Wie kömmt es aber, daß dieſe Bonne Sie nicht kennt? Sie verſicherte, es wohne keine Madame Saint-Lambert im Hauſe.«

Die Dame mit dem ſchwarzen Schleier kneift die Lippen etwas zuſammen und antwortet:

»Die Dienſtboten wiſſen nicht was ſie ſagen; auf das

Geſchwätz ſolcher Leute muß man nicht achten . . . Doch erzählen Sie weiter. Ich begreife nicht, daß der Hausmeiſter nicht ſogleich meine Wohnung angegeben hat.«

»Warten Sie nur, Madame, das Merkwürdigſte kömmt noch.«

Benjamin beendet ſeine Erzählung. Als Madame Saint-Lambert hört, daß ein Papagei im Käfig für den Hausmeiſter geantwortet, bricht ſie in ein noch lauteres Gelächter aus als der elegante Herr im Hofe. Sie wirft ſich in ihrem Lachparoxismus auf den Divan zurück und in ihren convulſiviſchen Zuckungen geräth ihre Toilette dergeſtalt in Unordnung, daß ſogar ihre kirſchrothen Strumpfbänder ſichtbar werden. Aber die Dame ſcheint es nicht zu bemerken, ſie lacht immerfort und krümmt und windet ſich. Ein Anderer würde dieſen Lachparoxismus benutzt haben, um zum allerwenigſten einen Kuß zu rauben, aber Benjamin begnügt ſich mit einer tiefen, ſtillen Gemüthsbewegung.

Die Dame hat ſo laut gelacht, daß die kleine Bonne, immerfort kauend, in den Salon kömmt und halb erſchrocken, halb verwundert frägt:

»Was gibt's denn, Madame Saint-Lambert? . . . Haben Sie gerufen?«

»Nein, ich habe nicht gerufen, Du einfältiges Ding . . . Laß uns doch in Ruhe . . . Was! Du haſt noch den Mund voll?«

»Ja . . . ich hatte nicht gefrühſtückt, weil kein Zucker da war . . . und ich mag die Milch nicht ohne Zucker . . .«

»Es iſt ſchon gut; geh', Marinette . . . Die Kleine ißt Alles was ihr unter die Hände kommt. Ich ſchließe den

Zucker ein, aber keineswegs aus Geiz . . . Ich habe nie viel auf das Geld gehalten . . . aber ich kenne die Kleine, ich weiß, daß sie sich schaden würde . . . sie würde täglich einen ganzen Zuckerhut essen; aus einer Schale Milch macht sie einen wahren Syrup.«

Die kleine Marinette, die den Salon verlassen hatte, erscheint sogleich wieder und ruft:

»Erlaubst Du, daß ich das von gestern Abend übriggebliebene Stück Pastete esse?«

Madame Saint-Lambert runzelt die Stirn und sieht die Kleine scharf an. Diese aber scheint sie nicht zu verstehen und fährt fort:

»Du weißt ja, daß die Pastete nicht groß war . . . sie kostete nur fünfzehn Sous, und Du hast mir fast gar nichts übrig gelassen!«

Diese Erörterungen vermehren noch den Zorn der Madame Saint-Lambert, der es höchst unangenehm ist, daß ein neuer Bekannter diese vertrauliche Sprache ihrer Bonne hört. Sie springt auf und macht mit ihrem Fuße eine so verständliche Bewegung, daß die kleine Marinette davonläuft, ohne sich umzusehen; aber in der Thür murrt sie:

»Das ist nicht auszuhalten! . . . Ich muß alle Arbeit thun, und ein übrig gebliebenes Stück Pastete wird eingeschlossen! . . . Aber trockenes Brot mag ich nicht essen!«

Benjamin sagte nichts; aber er fand es etwas sonderbar, daß eine Spanierin aus dem Hause Villa de las Tormas de Bellareal sich von ihrem Dienstboten duzen ließ. Madame Saint-Lambert, die einen scharfen Blick hat, er-

räth die Gedanken ihres neuen Anbeters, und als das Mädchen endlich fort iſt, nimmt ſie wieder das Wort:

»Mein Gott! das hat man davon, wenn man zu gut und nachſichtig mit ſolchen Leuten iſt . . . Das Mädchen vergißt gar oft den Reſpect . . . Sie hat mich . . . oder vielmehr ich habe ſie ſo jung gekannt! Sie iſt die Tochter meiner Amme . . . Ich habe ſie als kleines Kind zu mir genommen . . . Sie nannte mich Schweſterchen . . . Sie iſt auch wirklich meine Milchſchweſter . . . Ich erlaubte ihr damals, mich zu dutzen . . . und noch jetzt vergißt ſie ſich zuweilen ſo weit, daß ſie mich noch dutzt.«

»O! wenn ſie Ihre Milchſchweſter iſt . . .«

»Nein, ich will ſolche Vertraulichkeit nicht mehr dulden, ich werde ſie dafür beſtrafen . . . Doch wir wollen die Sache ruhen laſſen. Erzählen Sie mir noch von dem Papagei, der den Hausmeiſter ſpielt; es iſt eine drollige Geſchichte . . . Wer hat denn dieſen genialen Einfall gehabt?«

»Ein Herr, der ſich im Hofe vor Lachen ausſchüttete . . . er machte ſich über mich luſtig . . . Ich hätte es ihm wohl verziehen, aber es dauerte zu lange, er ſah gar zu impertinent aus . . . ich werde ihn wieder ſehen. Dabei fällt mir ein, daß er mir ſeine Karte gegeben hat, die ich noch nicht angeſehen habe . . . Ich will doch ſehen . . .«

Benjamin greift in die Taſche und zieht eine Karte hervor, auf der er lieſt:

»Achille Rocheville.«

»Achille Rocheville!« ruft Madame Saint-Lambert, die bei dieſem Namen verlegen zu werden ſcheint. »Wie! der war's! . . . O! daran erkenne ich ihn . . . er iſt ein leichtfertiger Menſch, ein Sauſewind, der ſich über

alle Leute, ſelbſt über ſeine Freunde luſtig macht . . . Er würde ſeinen Bruder opfern, um einen Witz, einen ſchlechten Spaß zu machen; kurz er iſt, wie man jetzt in Paris ſagt, ein Blagueur!«

»Ein Blagueur!«

»Ja, das Wort iſt eingebürgert. Unſere Sprache iſt nicht reich genug, um ein Wort, das eine neue Bedeutung hat, zurückzuweiſen; denn »blaguiren« iſt etwas anderes als ſcherzen, lachen, Spaß machen; es bezeichnet etwas Schlimmeres, denn die Menſchen, welche dieſe Manie haben, geben ſich derſelben unaufhörlich hin, und machen Gegenſtände, die gar nicht lächerlich ſind, zur Zielſcheibe ihres Spottes; aber was liegt ſolchen Unholden daran! . . . Sie können ſagen, daß Sie ruinirt ſind, daß Ihre Geliebte Ihnen untreu, daß Ihr Freund, Ihr Bruder geſtorben ſey, daß Sie leiden, daß Sie krank ſind — alles dies gibt Anlaß zu unverſchämtem Spott . . . und je mehr Sie ſich darüber ärgern, deſto ſchlimmer wird's. Wenn's auch Unſinn iſt, wenn's auch Andere langweilt oder verletzt, was liegt einem Blagueur daran! Er läßt ſich nicht irre machen; wenn er nur boshaft witzeln kann, ſo iſt ſein Zweck erfüllt, und er hält ſich für geiſtreich!«

»In der That, Madame, dieſe Schilderung macht mir gar keine Luſt, die Bekanntſchaft eines ſolchen Menſchen zu machen.«

»O mein Gott! er würde Sie anfangs vielleicht an ſich locken. Manche Leute finden ſolche boshafte Witzbolde angenehm, unterhaltend; Andere ſuchen ſie auf, wie man die Poſſenreißer aufſucht, die durch ihre Grimaſſen und Sprünge zum Lachen reizen. Auf mich machen ſie den Effect des Manna: man ißt ein ganz kleines Stückchen da-

von, wie von Zuckerplätzchen, und man bringt es hinunter, aber das zweite Stück verursacht Uebelkeit . . . Dieser Herr Achille Rocheville ist mein Nachbar, er wohnt unter mir.«

»Ja, er hat mir gesagt, daß er in diesem Hause wohne.«

»Aber warum hat er Ihnen seine Karte gegeben? Warum wollen Sie ihn wieder sehen?«

»Weil er sich wegen seiner Spöttereien entschuldigen soll . . . sonst . . .«

»Ich sehe schon, es wird ein Duell daraus . . . Sie sind also auch ein Schwindelkopf! . . . O! das gebe ich nicht zu, Sie sollen sich nicht schlagen, Sie sollen sich nicht verwunden, vielleicht gar umbringen lassen . . . Nein, nein, Sie dürfen nicht zu Herrn Rocheville gehen, Sie dürfen ihn nicht wiedersehen, Sie müssen mir versprechen . . .«

»Madame, es thut mir unendlich leid, Ihnen etwas abzuschlagen, aber ich selbst habe ein Stelldichein verlangt . . . Wenn ich nicht erschiene, so würde ich das Ansehen eines Prahlers, einer feigen Memme haben . . . und Sie werden einsehen, daß ich darauf nicht eingehen kann.«

»O mein Gott! das ist ja schrecklich . . . Hören Sie, lieber . . . Benjamin . . . mich dünkt, Sie sagten mir, daß Sie Benjamin heißen?«

»Ja, Madame, Benjamin Godichon.«

»Ich werde Sie kurzweg bei Ihrem ersten Namen nennen . . . darf ich?«

»O! Madame . . .«

»Seyen Sie vernünftig, Benjamin . . . Sie sollen um meinetwillen kein Duell haben.«

»Es iſt ja durchaus nicht Ihre Schuld ...«

»Ich würde doch die Urſache ſeyn, und ich fühle für Sie ſchon ... eine ſo lebhafte Zuneigung ...«

»O! Madame ...«

»Nennen Sie mich Bertha, das iſt mein Taufname.«

»Bertha! ... wie ſüß iſt dieſer Name!«

»Es iſt der Name einer Königin, welche die Minne und die Troubadours beſchützte. Ich möchte wohl Königin ſeyn, in allen Turnieren meines Reiches ſollte nur mit ſtumpfen Waffen gekämpft werden ... Aber Sie werden meinen Bitten Gehör geben, Sie werden der gehorchen, die Sie ſchon halb beſiegt haben ... Mein Gott! ich ſage da Dinge, die ich in meinem Herzen bewahren ſollte; aber ... ich weiß nicht wie es kommt ... ich fühle das Bedürfniß, mein Herz vor Ihnen auszuſchütten ...«

»O! Madame ...«

»Nennen Sie mich doch Bertha ... Ach! wie ſchönes, weiches Haar er hat! ... Wir wollen aufrichtig mit einander ſeyn, lieber Freund ... Sie wollen doch mein Freund ſeyn, nicht wahr?«

»Ich möchte noch mehr ſeyn ...«

»Böſer Menſch! ... Wie ſeine Stimme zu meinem Herzen dringt! ... Sie dürfen nicht zu Rocheville gehen; ich will für Sie gehen und die Sache beilegen ...«

»Aber, Madame ...«

»Nennen Sie mich doch Bertha! ... Ich will Sie für meinen Bruder ausgeben ... Das wird ſchön ſeyn ... Ich will ſagen, Sie wären an franzöſiſchen Spaß noch nicht gewöhnt ... kurz, ich werde die Sache beilegen ... Sie ſind es doch zufrieden, Benjamin?«

Als Benjamin den Mund aufthat, um zu antworten

wurde heftig an der Thürglocke gezogen. Madame Saint-Lambert schien sehr verlegen zu werden; sie legte die Hand auf Benjamins Mund und sagte:

»Schweigen Sie!«

Bald hörte man die Thür aufgehen. Madame Saint-Lambert machte eine zornige Geberde.

»Wie dumm doch die Kleine ist!« sagte sie; »ich hatte ihr verboten, die Thür zu öffnen . . .«

»Sie fürchten einen langweiligen Besuch?« sagte Benjamin.

»Schweigen Sie.«

Eine kurze Pause folgte. Madame Saint-Lambert lauscht und winkt ihrem Verehrer beständig zu, sich still zu verhalten. Dieser findet die Situation bald zu langweilig; endlich wird die Thür heftig zugeschlagen, und die kleine Marinette kömmt ganz bestürzt in den Salon und ruft:

»Er war's doch . . . und er wollte nicht glauben . . .«

Madame Saint-Lambert fällt der Kleinen ins Wort, stößt sie unsanft hinaus und folgt ihr.

Benjamin Godichon ist nun wieder allein und hat Zeit nachzusinnen. Die Worte des Mädchens: »Er war's!« haben seine Ohren unangenehm berührt. Er möchte gern wissen, wer der Er ist, dessen Besuch seine Schöne so in Verlegenheit gesetzt hat. Ihr Gemal kann es nicht seyn, denn er erinnert sich ganz genau, daß sie Abends vorher im Château des Fleurs gesprächsweise zu ihm gesagt, sie sey die Witwe eines Banquier, der einen großen Theil seines Vermögens zur See verloren.

Aber die freundliche Aufnahme, die er gefunden, die Geständnisse, die Madame Saint-Lambert entschlüpft sind, erlauben ihm nicht mehr zu zweifeln, daß sie seine Liebe

erwiedere; Benjamin ſieht alſo nicht ein, warum er ſich über den Beſuch, den ſie erhalten, ſo viele Sorgen machen ſollte.

Da die Andaluſierin lange ausblieb, ſo öffnete Benjamin, der etwas muſikaliſch war, das Piano und wollte etwas ſpielen, aber die meiſten Taſten klingen nicht, einige laſſen ſich nicht niederdrücken, andere laſſen ſich wohl niederdrücken, richten ſich aber nicht wieder auf, und die, welche endlich einen Ton hören laſſen, klingen ſo dünn wie ein Spinett, das wenigſtens aus der Zeit Rameaux's herſtammen muß.

Madame Saint-Lambert tritt wieder in den Salon, als Benjamin eben vom Piano aufſteht. Ihr Geſicht iſt wieder heiter und freundlich.

»Ah! Sie ſpielen Piano . . .«

»Ich wollte es verſuchen, aber . . .«

»Es muß geſtimmt werden.«

Benjamin findet, daß das Piano noch mehr bedarf. Er ſetzt ſich wieder zu der Dame, die ihn anlächelt und mit der Hand über die Haare ſtreicht.

»Welch ein weiches, ſeidenartiges Haar!«

»Finden Sie das, Ma . . . ſchöne Bertha?«

»Endlich nennt er mich Bertha! Ja, kleiner Benjamin. Sie haben ſo feines, weiches Haar . . . Wiſſen Sie, was ſich daraus ſchließen läßt?«

»Nein, Madame . . . nein, Bertha.«

»Das iſt ſchön, ich würde Sie ſonſt gefoppt haben. Man verſichert, es bedeute Glück in der Liebe . . .«

»Wirklich!«

»Haben Sie ſchon viel Glück in der Liebe gehabt?«

»Ich erinnere mich nicht . . . ich denke nur an das, welches ich bei Ihnen träume . . .«

»Schau! ich ſagte es ja, daß er ſchon ein ſchlauer Fuchs iſt . . . Aber wenn man . . . Ihnen bewilligte was Sie wünſchen, würden Sie dann treu und verſchwiegen ſeyn . . . ich fürchte die böſen Zungen . . . Der Ruf eines Weibes iſt ein Spiegel, den der geringſte Hauch trübe macht!«

»Ich finde, daß das verborgene Glück am größten iſt . . . Ich würde überdies nur nach Ihren Wünſchen handeln, Ihr Wille würde mir Befehl ſeyn . . .«

»Das läßt ſich hören . . . Aber Sie müſſen auch wiſſen, daß ich ſehr eiferſüchtig bin . . . Wenn Sie mich täuſchten, ſo wäre ich im Stande, mich zu einem verzweifelten Entſchluſſe treiben zu laſſen. Ich habe heißes, ſüdliches Blut; ich bin Andaluſierin vom Kopf bis zu den Füßen!«

»Sie haben nichts zu fürchten. Es wäre ja ein großes Glück, von Ihnen geliebt zu werden! Wie könnte man ſich der Gefahr ausſetzen, dieſes Glück zu verlieren! Wie könnte man ein ſo reizendes, liebenswürdiges Weſen täuſchen!«

»Wirklich! . . . Ach! wenn ich Ihnen glauben könnte, Benjamin! . . . Gott! wie ſchwach bin ich . . . nein, ich muß Ihnen widerſtehen . . . ich bereite mir nur neue Schmerzen . . .«

Madame Saint-Lambert ſcheint indeß eben nicht geneigt, ihre Worte zur That werden zu laſſen. Benjamin, durch ihre keineswegs zürnenden Blicke ermuthigt, beginnt zudringlich zu werden . . . als plötzlich die furchtbare Thürglocke wieder ertönt.

Die schöne Spanierin springt so schnell auf, daß sie ihren Verehrer auf den ungewichsten Fußboden wirft. Sie eilt an die Thür und lauscht.

»Mein Gott!« stammelt sie; »er wird zurück gekommen seyn . . . er wird Verdacht geschöpft haben . . . Marinette wird verkehrt geantwortet haben . . .«

»Es ist also Jemand, der Ihnen . . .«

»Schweigen Sie!«

Man hört die Thür aufgehen, dann sehr laut sprechen. Benjamin sitzt noch auf dem Fußboden vor dem Divan, denn Bertha hat ihm gewinkt, sich nicht zu rühren; sie lauscht in ängstlicher Spannung, endlich wird die Thür so heftig zugeschlagen, daß alle Fensterscheiben im Hause zittern. Dann verläßt Bertha den Salon.

»Die vermaledeite Glocke!« sagt Benjamin aufstehend. »Ich hatte ihren Widerstand fast besiegt . . . aber ich hoffe, aufgeschoben ist nicht aufgehoben. Wer mag der überlästige Besucher wohl seyn? Sie scheint ihn sehr zu fürchten . . .?«

Madame Saint-Lambert kömmt wieder, aber sie ist verstimmt und scheint etwas befangen.

»Es war mein Onkel,« sagte sie zu Benjamin; »er war vorhin schon da . . . Ich fürchte, daß er Verdacht hat . . . er kennt Sie nicht, und wenn er Sie bei mir fände, so würde er mich mit endlosen Fragen bestürmen . . . Heute würden wir hier nicht ungestört bleiben . . . Sie müssen fortgehen . . .«

»Was! Sie schicken mich fort?«

»Warten Sie doch! Gehen Sie die Straße hinab, hinter Notre-Dame-de-Lorette ist ein Fiakerstand. Nehmen Sie einen Wagen, steigen Sie ein, bleiben Sie halten und

erwarten Sie mich, in drei Minuten folge ich Ihnen . . . und wir wollen zusammen speisen.«

»Ah! das ist köstlich! Sie wollen mit mir speisen!«

»Ich kann ja nicht anders . . . Ich bin zu gut, aber das Herz läuft mir mit dem Kopfe davon . . . Gehen Sie . . .«

»O! wie glücklich machen Sie mich! Ich werde also den Tag bei Ihnen zubringen, ich . . .«

»Ja, ja . . . aber fort, geschwind . . . Alles das können Sie mir später sagen . . . Vor Allem aber halten Sie sich bei dem Hausmeister nicht auf.«

»Bei dem Papagei! Fürchten Sie nichts . . . Sie werden aber gewiß kommen?«

»Ja, ja . . . aber so gehen Sie doch!«

Bertha stößt Benjamin zum Salon und zum Vorzimmer hinaus; sie würde ihn vielleicht weiter fortstoßen, aber an der Treppe steht die kleine Marinette Schildwache, und sobald Benjamin aus der Thür kömmt, ruft sie:

»Ich sehe keine Katze auf der Treppe . . . doch ja!«

»Kömmt Jemand herauf?« frägt Bertha erschrocken.

»Nein . . . ich meine, daß ich die Katze aus dem ersten Stocke sehe.«

Madame Saint-Lambert, die diesen Witz wohl nicht nach ihrem Geschmack finden mag, gibt dem Mädchen eine Ohrfeige. Marinette geht murrend hinein, während Benjamin die vier Treppen hinunter eilt und das Haus verläßt, in welchem er in so kurzer Zeit so viel erlebt hat.

III.

Ein Wagen ohne Jalouſien.

In einigen Minuten iſt Benjamin auf dem Fiakerſtande angekommen; er ſteigt in den erſten Wagen, den er bemerkt, und ſagt zu dem Kutſcher:

»Ich erwarte eine Dame . . . ſobald ſie kömmt, müßt Ihr den Schlag öffnen und ſie einſteigen laſſen.«

»Gut, Ew. Gnaden.«

»Wo ſoll ich mit ihr ſpeiſen?« denkt Benjamin, ſobald er ſich allein im Wagen ſieht.

Es wird ſonderbar ſcheinen, daß ein junger Mann, der die öffentlichen Bälle beſucht und den Schönen nachläuft, nicht weiß wo er in Paris mit einer Dame ſpeiſen ſoll. Allein der Leſer muß wiſſen, daß Godichon erſt ſeit acht Monaten in der Hauptſtadt wohnt und vorher in der Provinz vegetirt hatte. An ſeinem Geburtsorte Louviers, wo ſein Vater eine große Tuchfabrik beſaß, hatte er oberflächliche Studien gemacht, aber er wurde für den Handel beſtimmt, und ſeine Eltern dachten mit Recht, ihr Sohn brauche in ſeinem künftigen Geſchäft weder Latein noch Griechiſch. Der Tod eines entfernten Verwandten, der Benjamin zu ſeinem Erben eingeſetzt und ihm gegen fünfzigtauſend Francs Renten hinterlaſſen hatte, änderte die Plane, die man in Bezug auf Benjamin entworfen hatte. Der junge Mann, der ſchon von ſeinem Vater ein anſehnliches

Vermögen zu erwarten hatte, wurde nun auf einmal eine glänzende Partie und konnte seine Ansprüche sehr hoch stellen. Alle Menschen sind ja jetzt ehrgeizig, und man braucht deshalb nicht reich zu seyn: im Gegentheil, wer nichts besitzt, wagt gemeiniglich am meisten; wenn man nichts zu verlieren hat, ist man kühner und unternehmender, daher kommen solche Leute am schnellsten zum Ziel, nach dem lateinischen Sprüchwort: audaces fortuna juvat.

Benjamins Vater, ein sehr respectabler Mann, dessen Geist sich dergestalt mit dem Handel beschäftigte, daß ihm zu seinem Privatgebrauch nichts davon blieb, konnte seinem Söhnlein nichts abschlagen. Madame Godichon, eine verständige, charakterfeste Frau, war vor kurzem gestorben. Benjamin war daher fast unbeschränkter Herr seines Willens. Er mißbrauchte indeß seine Freiheit nicht; er war von Natur sanft, arglos und gutmüthig, und er hatte seinem Vater nie den mindesten Kummer gemacht. Der Papa sagte wohl fünfzigmal des Tages zu seinem Söhnlein:

»Du bist sehr reich . . . Du bist ein schöner junger Mann, und kannst nach jedem Ziele streben, das Dich anlockt; Du wirst es gewiß erreichen . . . Fürchte nichts, und geh getrost vorwärts.«

Benjamin, der eines glücklichen Erfolges gewiß war, legte sich auf die Malerei. Nach sechsmonatlichen Studien konnte er noch nicht einmal eine Nase zeichnen, und seine Ohren sah man für Augen an.

Der Papa schob die Schuld auf den Lehrer, und sagte zu ihm:

»Wie kömmt es, daß mein Sohn, der schon jetzt fünfzigtausend Francs Renten hat und nach meinem Tode hunderttausend haben wird, noch nicht einmal eine Nase

zeichnen kann? Das iſt unbegreiflich . . . Sie geben ihm gewiß keine gehörige Anweiſung!«

»Herr Godichon,« antwortete der Zeichenlehrer, »wenn das Talent nur mit dem Reichthum verbunden wäre, welcher Troſt würde dann den armen Leuten bleiben?«

Benjamin verzichtete auf die Malerei und wollte ein Virtuoſe werden. Er lernte das Violinſpiel. Die Tonleitern gelangen ihm noch ſchlechter als die Naſen. Er verließ ein Inſtrument, das ſo lange Studien erfordert. Er wandte ſich zum Piano und brachte es wenigſtens ſo weit, daß er einen Walzer ſpielen und ein Lied begleiten konnte.

Endlich wollte er ein Poet werden, und machte ſich mehrmals Kopfſchmerzen, um ein holpriges, ſchlecht gereimtes Couplet zur Welt zu bringen. Seine poetiſchen Ergüſſe glichen den Reimſprüchen, die man auf den Bonbonpapieren lieſt

Lafontaine ſagt mit Recht: »Wir dürfen unſerm Talent keinen Zwang anthun, wir würden nichts Anmuthiges zu Tage fördern.«

Benjamin war wenigſtens ſo vernünftig, nichts mit Gewalt durchſetzen zu wollen; er verzichtete willig auf Alles was ihm Mühe machte; ſein Vater mochte immerhin wiederholen:

»Fahre nur fort, laß Dich nicht irre machen, es wird . . . es muß Dir gelingen . . . Du haſt hunderttauſend Francs Renten! Nur rüſtig vorwärts!«

Der junge Mann lächelte und antwortete:

»Ich will's lieber mit etwas Anderem verſuchen.«

Endlich, eines ſchönen Morgens entſtand der Wunſch, Paris zu ſehen und die zahlloſen Genüſſe, welche die Haupt-

ſtadt bietet, kennen zu lernen, in dieſem unerfahrenen Herzen, welches ſich ins Weite ſehnte und etwas mehr als Louviers zu ſehen wünſchte.

Herr Godichon hatte gegen dieſen Wunſch ſeines Sohnes nichts einzuwenden; er war ſelbſt ſchon mehr als einmal im Begriff geweſen, ihm eine Reiſe nach der Hauptſtadt zu rathen.

Er wiederholte daher was er ſchon bei mancher Gelegenheit zu ihm geſagt hatte:

»Geh, mein Junge, geh nach Paris . . . Was Du anfängſt, muß Dir gelingen, die ſchönſten Erfolge können Dir nicht fehlen, und ganz beſonders zu Paris weiß man Reichthum, Schönheit und Talente zu ſchätzen . . . Ich gehe nicht mit: Du biſt alt genug, um die Reiſe allein anzutreten, Du biſt zweiundzwanzig Jahre, und wenn ein junger Mann zu ſeinem Vergnügen nach Paris geht, würde ihm die Geſellſchaft ſeines Vaters mehr eine Laſt als ein Vergnügen ſeyn . . . O! ich bin auch jung geweſen; aber ich habe nie hunderttauſend Francs Renten gehabt wie Du. Ich habe mich in Paris auch ziemlich ſchlecht unterhalten. Ich bleibe alſo in Louviers, ich bin's hier einmal gewohnt, ich habe hier meine Freunde, meine Geſellſchaften, mein Kaffeehaus . . . Du kannſt mir ja ſchreiben, von deinen Erfolgen und Triumphen erzählen, und wenn Du mich zu ſehen wünſcheſt, ſo kannſt Du ja kommen . . . auf der Eiſenbahn reiſt man ja ſehr ſchnell, man kömmt faſt früher an als man abfährt! . . . Geh alſo, Du wirſt mit glänzenden Kenntniſſen und Eigenſchaften zurück kommen, und ich werde mich darüber von Herzen freuen «

Benjamin war alſo nach Paris gereiſt. Er hatte freilich nicht ſo glänzende Erfolge gehabt, wie ihm ſein Herr

Papa prophezeit; aber er unterhielt ſich ſehr gut. Wer jung, geſund und reich iſt, müßte unaufhörlich Zahnſchmerzen haben, um ſich in Paris nicht zu unterhalten. Aber Benjamin hatte während ſeines achtmonatlichen Aufenthaltes in der Rieſenſtadt ſeine naive, harmloſe Miene, die er aus Louviers mitgebracht, noch nicht verloren; die Abenteuer, die er beſtanden, waren ſo einfach, ſo gewöhnlich, daß er noch nicht viele Erfahrung geſammelt hatte, und deshalb frägt er ſich jetzt in ſeinem Fiaker, wohin er ſeine neue Eroberung führen ſoll, um mit ihr in einem abgeſonderten Zimmer ungeſtört zu ſpeiſen.

»Ich hätte den Künſtler fragen ſollen, der in meinem Hauſe wohnt, und der immer mit mir ausgehen will, wenn ich nach Hauſe komme, um mich ſchlafen zu legen,« ſagte Benjamin. »Die Künſtler ſind überall bekannt . . . und obſchon ſich dieſer um das ſchöne Geſchlecht nicht zu kümmern ſcheint, ſo hat er doch wahrſcheinlich Bekanntſchaften; er hätte mir gewiß einen guten Rath geben, einen Ort nennen können, wohin man eine Dame führen kann, mit der man . . . von Liebe zu ſprechen wünſcht . . . Es thut mir wirklich leid, daß ich Tambourcau nicht gefragt habe.«

Dieſes Selbſtgeſpräch wurde durch das haſtige Oeffnen des Kutſchenſchlages unterbrochen. Madame Saint-Lambert ſteigt ſchnell ein und fällt dem blöden Schäfer beinahe auf den Schooß.

»Geſchwind fort!« ruft ſie dem Kutſcher zu, »und raſch gefahren!«

»Wohin fahren wir denn?« frägt der Kutſcher, der den Wagenſchlag noch nicht geſchloſſen hat.

»Wohin wir fahren,« ſtammelt Benjamin; »ich denke, wir könnten wohl . . .«

Bertha nimmt ſchnell für ihn das Wort:

»Mein Gott! in das Boulogner Wäldchen . . . zum Ranelagh . . . es iſt dort Ball dieſen Abend . . . Wir ſpeiſen, und dann tanzen wir. Fort, Kutſcher!«

Benjamin ſieht wohl, daß er's mit einer Dame zu thun hat, die recht gut weiß wo man ſich in Paris amuſirt, und daß er nicht nöthig hat, Tambourcau um Rath zu fragen.

Der Wagen fährt ab. Madame Saint-Lambert macht ſich's bequem und ſagt zu ihrem Begleiter:

»Laſſen Sie die Jalouſien herab.«

Benjamin neigt ſich zu der einen, dann zu der andern Seite; er ſucht oben und unten die Schnur, aber vergebens.

»Dieſer Wagen hat keine Jalouſien!« antwortet er etwas unwillig.

»Keine Jalouſien! . . . Es haben ja ſonſt alle Fiaker Jalouſien. Das iſt wirklich unangenehm . . . Und Sie wählen gerade einen Wagen, der keine hat . . . das iſt eine Idee, zu der ich Ihnen nicht gratulire!«

»Ich habe es beim Einſteigen nicht bemerkt . . .«

»Lieber Freund, darauf muß man vor Allem achten, wenn man mit einer Dame in einen Wagen ſteigt.«

»Sollen wir ausſteigen und einen andern nehmen?«

»O! jetzt iſt's nicht mehr Zeit . . . Aber ich verbiete Ihnen, mich zu küſſen; man muß den Anſtand beobachten . . . man könnte uns ſehen!«

»Mein Gott, wie dumm war ich doch, dieſen Wagen zu nehmen . . .«

»Das iſt wahr . . . Sie waren unbeſonnen; aber tröſten Sie ſich, der Tag iſt noch nicht zu Ende.«

»Gott ſey Dank ... und es wird ein ſchöner Tag ſeyn, da ich ihn mit Ihnen verlebe.«

»Wenn ich nur nicht in dieſem Wagen an Ihrer Seite bemerkt werde ... Man ſollte ſich wirklich beim Lohnkutſcheramte beklagen ... Die Fiaker ſollten alle mit Jalouſien verſehen ſeyn.«

»Sie fürchten wohl, Ihrem Onkel zu begegnen?«

»Ja wohl.«

»Iſt er denn ſo ſtreng?«

»Sehr ſtreng ... er iſt immer übler Laune; übrigens ſehr gutmüthig, aber brutal.«

»Sie ſind ja Witwe, und ſollten daher thun und laſſen können, was Ihnen gefällt «

»Das iſt wohl wahr, ich bin ganz frei ... aber Sie wiſſen ja, es gibt Anſtandsrückſichten, Familienpflichten ... Mein Onkel will nicht, daß ich Beſuche empfange ... Ich glaube gar, daß er mich heirathen will.«

»Was, werden denn die Nichten von den Oheimen geheirathet?«

»Zuweilen ... mit Diſpens...«

»Und Sie würden Ihren Onkel heirathen?«

»Ich! ... Gott bewahre! ich kann ihn nicht ausſtehen ... ich achte und verehre ihn, aber heirathen mag ich ihn nicht ... ich will meine Tante nicht werden!«

»Das iſt recht ... bleiben Sie frei... damit ich allein das Recht habe, Sie zu lieben.«

»Wie liebenswürdig der kleine Benjamin iſt! ... Der fatale Wagen! Wenn doch nur Jalouſien da wären! Küſſen Sie mir die Hand, ich erlaube es Ihnen ... Sehen

Sie mich an ... O Gott! ... Jetzt aber antworten Sie mir, Benjamin. Denn es ist natürlich, daß ich von dem frühern Leben eines jungen Mannes, der mir mein Herz geraubt, gerne etwas wissen möchte ... Seit wann wohnen Sie in Paris?«

»Seit acht Monaten ... und acht Tagen.«

»Schon so lange! Das hätte ich nicht gedacht ... Und wo waren Sie vorher?«

»In Louviers, meiner Geburtsstadt, wo mein Vater Tuchfabrikant ist.«

»So! Ihr Vater hat ein Tuchgeschäft?«

»Das heißt, er hat sich fast ganz vom Geschäfte zurückgezogen; er kann sich ausruhen, er ist reich genug.«

»So! Ihr Vater ist reich ...«

»Und ich auch ... Ich habe fünfzigtausend Francs Renten.«

»Wirklich ... O, ich mache mir sehr wenig aus dem Gelde ... ich gebe viel aus, weil es zum Leben gehört, aber rechnen kann ich nicht, das langweilt mich ... Sehen Sie mich noch einmal an ... in die Augen ... Kleiner Unhold, wie schön seine Augenwimpern sind. ... Nein, jetzt sehen Sie mich nicht mehr an, ich weiß mich nicht mehr zu fassen ...«

»Ach! Bertha!...«

»Ja, nenne mich Bertha ... deine Bertha! ... ich will es immer seyn ... Ach, es ist zum Verzweifeln, keine Jalousien zu haben ... Sie müssen ihn zurückschicken, wenn wir im Boulogner Walde sind.«

»Allerdings.«

»Und was machen Sie in Paris?«

»Nichts; ich unterhalte mich, mache Bekanntſchaften . . .«

»Lieber Freund, ich will Ihre Führerin, Ihr Mentor ſeyn, in dieſer Stadt, die ſehr gefährlich iſt, wenn man keine lange Erfahrung hat; ſelbſt erfahrene Leute richten ſich hier manchmal zu Grunde ... Sie müſſen nicht zu leicht Freundſchaft ſchließen, am wenigſten mit Männern; ſolche Bekanntſchaften unter Männern werden oft verderblich ... Wen kennen Sie in Paris?«

»Ich habe ſehr wenig Bekanntſchaften: einige frühere Geſchäftsfreunde meines Vaters, an die ich empfohlen bin und bei denen ich zuweilen ſpeiſe ...«

»Weiter.«

»Dann einen Künſtler, der mein Nachbar iſt ... einen Maler von großem Talent ...«

»Die Maler von großem Talent haben ſelten viel Geld ... Iſt er Porträtmaler?«

»Ja, und er trifft ſehr gut.«

»Laſſen Sie mich malen und ſchenken Sie mir Ihr Porträt ... Und was für weibliche Bekanntſchaften haben Sie?«

»Sehr wenige; ich habe mit einigen Griſetten gebrochen, weil ...«

»Genug, genug; ich will nicht mehr hören ... ich bekomme Nervenzucken ... Ach, mein Gott! ich habe mein Flacon vergeſſen ... haben Sie eines bei ſich?«

»Nein; ich habe nie ein Flacon bei mir.«

»Ich kann keinen Tag ohne Flacon ſeyn ... ich habe ſo ſchwache Nerven ...«

»Was iſt zu thun?«

»Es iſt ganz einfach: Sie ſteigen aus und kaufen mir eines ... Sehen Sie, da iſt zufällig ein Galanterieladen ... Laſſen Sie halten, und kaufen Sie mir das Flacon ... Nehmen Sie ein etwas großes, ich habe gern, daß etwas darin iſt.«

Benjamin läßt halten; er ſteigt aus, tritt in einen eleganten Laden und wählt ein ſehr ſchönes Kryſtallflacon, deſſen Stöpſel mit einem Türkis verziert iſt. Er ſteigt wieder ein und reicht das Flacon der Madame Saint-Lambert, die es nach ihrem Geſchmacke zu finden geruht.

»Aber das nützt Ihnen nichts,« ſagte Benjamin, »denn das Flacon iſt leer, und wenn Sie eine wohlriechende Eſſenz ...«

»Seyen Sie unbeſorgt,« antwortete Bertha lächelnd, »wir werden unterwegs ſchon einen Parfumeur finden ... Ich weiß mir zu helfen, ich komme nie in Verlegenheit.«

Der Wagen fuhr in der Rue Saint-Honoré wirklich an einem Parfumerieladen vorüber.

Benjamin läßt halten.

Dieſes Mal ſteigt Madame Saint-Lambert mit ihm aus; ſie will die Eſſenz, die in das Flacon gethan werden ſoll, ſelbſt wählen.

Benjamin's Eroberung läßt ſich viele Parfums unter die Naſe halten, endlich entſcheidet ſie ſich für Eau de Portugal. Die Eſſenz wird in das Flacon geſchüttet; aber während dieſer Operation nimmt ſie noch zwei Flacons mit anderen Eſſenzen; dann bemerkt ſie ein köſtlich duftendes Riechſäckchen, das zugleich als Geldbörſe benützt werden kann.

Dieſes Riechſäckchen gefällt ihr ſo ſehr, daß ſich Benjamin ſeiner Liebe nicht würdig halten würde, wenn er es

ihr nicht zum Geschenke machte. Er bezahlt das Riechsäckchen, die Essenzen, die Wohlgerüche, und Bertha, die immer sehr große Taschen hat, nimmt alle die schönen Sachen mit in den Wagen.

Der ganze Wagen duftet, Bertha schüttet vinaigre de Bully und Veilchenessenz in das Schnupftuch ihres Anbeters; sie hält ihm dann das Tuch unter die Nase.

»Welch' ein köstlicher Duft!... Nicht wahr, kleiner Benjamin? O ich schwärme für die Wohlgerüche; es ist mir, als ob ich von Blumen umgeben wäre, als ob ich in einem Orangen- und Jasmingebüsch säße ... O Gott, wenn wir nur Jalousien hätten!«

Benjamin läßt sich ohne Widerstand parfumiren und mit Essenzen begießen; er berechnet, daß er schon fünfundvierzig Francs für das große Flacon und fünfzig bei dem Parfumeur ausgegeben hat.

Um diesen Preis hat man gewiß das Recht in gutem Geruch zu stehen. Es gibt indeß sehr reiche Leute, die von diesem Rechte durchaus keinen Gebrauch machen wollen.

Benjamin sieht es übrigens auf das Geld nicht ab, er fürchtet nur, nicht auszureichen, wenn das den ganzen Tag so fortgeht. Er greift daher in die Tasche, schaut in seine Brieftasche und sieht darin mit Freude eine Banknote von zweihundert Francs, an die er gar nicht gedacht hatte.

»Schön; ich fürchtete nicht Geld genug bei mir zu haben,« sagt er; »aber jetzt bin ich beruhigt.«

»Mein Gott, lieber Freund,« sagt Bertha, »ich würde Ihnen Geld geben, wenn es Ihnen daran fehlte ... Sie können über alles verfügen, was ich habe.«

»Sie scherzen!«

»O nein, mir liegt so wenig am Gelde, daß man mir heute tausend Thaler geben könnte ... und morgen wäre nichts mehr davon da ... Ich weiß nicht wo es bleibt ... In diesem Augenblicke zum Beispiel habe ich keinen Groschen bei mir ... Ach mein Gott, wie närrisch bin ich! Woran habe ich gedacht? Wo hatte ich meinen Kopf? Sie haben mich ganz verwirrt gemacht.«

»Aber da Sie bei mir sind, werden Sie doch kein Geld brauchen ...«

»Gott bewahre, davon ist ja keine Rede ... ich habe meinen Sonnenschirm vergessen ...«

»Ihren Sonnenschirm?«

»Ja wohl, ich habe ihn nicht ... Im Boulogner Walde kann ich den Sonnenschirm nicht entbehren: es ist ja eine afrikanische Gluthitze!«

»Was ist zu thun? Ist denn im Boulogner Walde kein Schatten?«

»Allerdings, aber wir können doch nicht unaufhörlich im Schatten gehen, und ich habe nicht Lust, mir das Gesicht rösten zu lassen. Es ist weit einfacher, einen Sonnenschirm zu kaufen.«

»Ja, das ist wahr.«

»Es ist gerade ein sehr schöner Schirmladen hier in der Nähe ... Ich glaube gar, wir sind schon vorüber ... ja wohl, wir sind schon vorüber ...«

»Wir werden wohl einen andern finden.«

»Ich weiß es nicht; auf jeden Fall ist es besser, umzukehren ... Kutscher! ... Kutscher!«

Der Automedon erhält Befehl, umzukehren und Madame Saint-Lambert, die alle guten Kaufläden kennt, läßt

bald vor einem Hause halten, wo die modernsten Sonnenschirme zu haben sind.

Die Dame steigt aus, um selbst zu wählen; sie hat einen ungemein guten Geschmack und nimmt das Schönste und Neueste.

Benjamin kömmt dieses Mal nicht unter fünfundsiebzig Francs davon.

Man steigt wieder in den Wagen.

»Wenn sie nur sonst nichts vergessen hat!« denkt Benjamin, der die Banknote gewechselt hat, um den Sonnenschirm zu bezahlen.

Aber Bertha verlangt nichts weiter, sie ist liebenswürdiger, schmachtender, picanter als je; und als der Wagen endlich den Boulogner Wald erreicht, ruft Benjamin ebenfalls:

»O, wenn doch Jalousien da wären!«

IV.

Boucaros und seine Geliebte.

Kaum hat das Pärchen den Fiaker zurückgeschickt und hundert Schritte auf dem Rasen gemacht, so stößt die Begleiterin Benjamins einen Schrei der Freude aus. Die Ursache dieser Freude ist ein mit einer Dame geschmückter Herr. Bertha verläßt den Arm ihres Cavaliers und eilt auf die beiden Personen zu.

»Siehe da!« ruft sie ihnen entgegen. »Das ist ja Lucie mit ihrem Gemal! Das ist schön ... Welch' ein glücklicher Zufall!«

*

Das von Madame Saint-Lambert begrüßte Paar scheint aus einem Künstler von irgend einem Fache und aus einer in gar vielen Dingen arbeitenden Dame zu bestehen. Der Mann ist jung und hübsch; die einzelnen Bestandtheile seines Anzuges sind nach der Mode, passen aber nicht recht zusammen, der Frack ist ihm zu weit, die Beinkleider zu eng, der Hut sitzt nicht recht fest. Er trägt einen langen Bart und hat eine Cigarre im Munde. Die Dame mag sechs- bis achtundzwanzig Jahre zählen; sie ist nie hübsch gewesen, aber sie hat eine kecke Miene und einen gewissen unternehmenden Anstand, der zuweilen mehr Eroberungen macht als die Schönheit. Ihre Toilette wäre passabel, wenn sie neu wäre. Totaleindruck: das Paar scheint nicht in der Wolle, sondern in der Tinte zu sitzen, und sich die letztere mit philosophischem Gleichmuth gefallen zu lassen.

Bertha ist dem Paar entgegengeeilt, um ihnen, ohne von Benjamin verstanden zu werden, einige Worte zuzuflüstern. Als dieser die Gesellschaft einholt, ist man noch bei der Freude des Wiedersehens.

»Die liebe Lucie! . . . ich habe sie auf der Stelle erkannt,« sagt Madame Saint-Lambert, indem sie die Hand ihrer Freundin zärtlich drückt.

»Das ist nicht zu wundern,« erwiederte der Monsieur: »Sie müssen ihren Hut kennen, den sie schon lange getragen hat.«

»O wie dumm! . . . Gib mir einen andern, Boucaros, und ich werde diesen nicht mehr aufsetzen . . .«

»Da würdest Du Unrecht haben,« fällt ihr Bertha ins Wort; »denn er steht Dir sehr schön . . . Uebrigens macht man keine Toilette, wenn man aufs Land gehen will. Ich wenigstens war auf diese Landpartie gar nicht vorbereitet:

mein Begleiter kam unvermuthet, um mich abzuholen ... ich ließ mich entführen ... Ich habe die Ehre, Ihnen Herrn Benjamin, einen Capitalisten aus der Provinz, vorzustellen. Ich intereſſire mich ſehr für ihn, und habe mir vorgenommen, während ſeines Aufenthaltes in Paris ſeine Führerin zu ſeyn.«

Benjamin verneigt ſich. Der Herr bläſt ihm eine Tabakswolke ins Geſicht; die Dame macht einen kleinen Sprung rückwärts und dann einen Knix à la Mazurka.

»Lieber Freund,« fährt Bertha fort, »ich ſtelle Ihnen Herrn und Madame Boucaros vor: ſehr gemüth- und talentvolle Künſtler, die ich als alte Freunde ſchätze.«

»Und die deine Freundſchaft vom Herzen erwiedert haben,« erwiedert die Dame, »in Freud' und Leid ... Ich ſage Leid, weil es ſich auf Freud reimt.«

»Meine Gemalin macht Verſe,« ſagt der Raucher zu Benjamin mit poſſenhafter Miene; »ſie iſt eine Sappho, ein Blauſtrumpf und erwartet, um Feuilletons zu ſchreiben, nur ein Journal, das täglich ſechsmal erſcheint.«

»Boucaros, laß deine Dummheiten! Wenn ich ſchreiben wollte, würde ich vielleicht eben ſo unterhaltende Romane machen, wie Madame A., B. oder C., aber ich will nicht ſchreiben.«

»Du haſt deine Gründe dazu ... Du ſchreibſt nicht einmal deine Memoiren! ... Und wie geht's dem Schweſterchen?«

Bertha ſchnitt ein Geſicht. Ihre Freundin nahm ſtatt ihr das Wort:

»Deine Milchſchweſter, meint er, ... dein Milchſchweſterchen ...«

»Ganz recht ... ich meine die kleine Marie.«

»Mariette, wollen Sie ſagen.«

»Mariette oder Marinade, wenn Sie wollen! Das iſt mir egal.«

»Sie iſt noch immer eben ſo faul und ſchmutzig und gefräßig, wie ſonſt.«

»Das Porträt iſt flüchtig entworfen, aber treffend.«

»Ja wohl, treffend ähnlich ... Sie wollten hier alſo auch einen Spaziergang machen?«

»Ja wohl, Theuerſte, Boucaros hatte nichts zu thun...«

»Das heißt, ich war nicht aufgelegt zum Arbeiten... Es geht mir wie Tambourean, deſſen Zögling ich bin: ich muß aufgelegt ſeyn, ſonſt bin ich nicht im Stande, einen Pinſel zu halten.«

»Ja wohl, aber Tamboureau arbeitet doch zuweilen, Du hingegen thuſt nie etwas, immer unter dem Vorwande, daß Du nicht aufgelegt biſt.«

»So ſind die Weiber! ... ſie meinen, ein Bild könne man machen, wie ein Paar Stiefel ... Wenn man Leder und Pechdraht hat, ſo geht's ... Mache mir ein Gedicht darauf, mein Kind ... Reime Dich, oder ich freſſe Dich!«

»Wie boshaft biſt Du, Boucaros! Es iſt nicht ſchön von Dir, dein Weibchen immer zum Zorne zu reizen...«

»Ach Gott! Du weißt meine Treue nicht zu würdigen ...«

»Es gibt gar viel Dinge, die man im Munde führt, ohne ſie durch die That zu beweiſen.«

»Ich hoffe doch, daß dies nicht auf mich gemünzt iſt, Undankbare.«

»Sie kennen den Maler Tamboureau?« ſagt Benjamin zu dem Raucher.

»Ja, mein Herr ... er wohnt in der Hauptſtraße der Vorſtadt Poiſſonnière ...«

»Ganz recht. Ich bin ſein Nachbar.«

»Und ich ſein Schüler und Nacheiferer.«

»Ich wohne im zweiten Stock, auf der erſten Stiege.«

»Dann wundert's mich, daß ich Sie noch nie geſehen habe, denn es trifft ſich ziemlich oft, daß ich bei Tamboureau übernachte ... Wenn ich Abends gerade weit vom Hauſe bin, ſo bleibe ich über Nacht gerne bei einem Freunde.«

»Ja, Monſieur läßt mich manchmal bis zwei Uhr Früh warten,« ſagt Lucie.

»Das iſt ja deine Schuld. Habe ich Dir jemals geſagt, daß Du auf mich warten ſollſt?«

»Ich bin erſt ſeit drei Wochen Tamboureau's Nachbar,« ſagt Benjamin; »dies iſt wahrſcheinlich die Urſache, daß wir uns noch nicht geſehen haben.«

»Und überdies habe ich eine kleine Reiſe nach Lothringen gemacht ... ich war bei meinen Eltern.«

»Und er hat nicht einmal einen Schinken mitgebracht!« ſagte Lucie.

»Meine Verehrteſte, dieſe Aeußerung könnte leicht zu der Vermuthung führen, meine Eltern wären Fleiſchſelcher, und es ſind doch Rentiers!«

»Fleiſchſelcher! Rentiers! es bleibt immer das Land der Schinken.«

»Ich bin mit Lorbeeren zurückgekommen, das iſt weit ſchöner!«

»Dann warſt Du der Schinken ... Potztauſend, liebe Saint-Lambert, Du haſt ja einen wunderhübſchen Sonnenſchirm!«

»Nicht wahr, er iſt hübſch? Es iſt ein Geſchenk von meinem Freunde.«

»Wann wirſt Du mir auch einen ſolchen kaufen, Boucaros?«

»Wenn ich alle Hauptpreiſe in Rom gewonnen habe, mein Püppchen.«

»Werdet Ihr nicht auch hier ſpeiſen,« ſagt Bertha, die ſich inzwiſchen wieder an den Arm ihres Cavaliers gehängt hat. »Wir wollen ein genußreiches Mahl halten und dann etwas tanzen ... Ach, ich habe eine gute Idee: ſpeiſen Sie mit uns ... Es wird weit angenehmer ſein, wir ſcherzen und trinken Champagner, und dieſen Abend macht Ihr vis-à-vis auf dem Balle ... Nicht wahr, Benjamin, es wird Ihnen angenehm ſeyn, mit meiner Freundin und ihrem Gemal zu ſpeiſen?«

Benjamin iſt durchaus nicht dieſer Meinung, denn er hoffte mit ſeiner Schönen in einem mit Jalouſien verſehenen Extrazimmer zu ſpeiſen, und dieſe Hoffnung wird nun getäuſcht; er läßt ſeinen Verdruß jedoch nicht merken, und antwortet mit erzwungener Freundlichkeit:

»Allerdings, es wird mir . . . viel Vergnügen machen.«

Während dieſes Geſprächs ſieht der Raucher ſeine Begleiterin mit einem tragikomiſchen Geſicht an und greift ſich an die Taſche. Seine Schöne wirft den Mund auf und murrt:

»Das iſt eine hübſche Geſchichte! immer dieſelbe Nummer! Es wäre aber doch Zeit, ſie zu wechſeln.«

»Nun, Boucaros,« ſagt Bertha, »iſt Ihnen mein Vorſchlag nicht genehm?«

»Ja wohl, ſehr genehm,« antwortet der Künſtler; »aber mich dünkt, Lucie hat in Paris Geſchäfte . . .«

»Du willſt wieder nach Paris zurückfahren?«

»Ich? Gott bewahre . . . Es iſt ein anderer Grund . . . ich bin . . . er iſt . . .«

Lucie neigt ſich zu ihrer Freundin und flüſtert ihr ins Ohr:

»Er hat keinen Groſchen!«

Bertha fängt an zu lachen und antwortet halblaut:

»Ich kenne das . . . es iſt durchaus kein Hinderniß! . . . Ich ſtehe für Alles, ich habe einen Californier bei mir!«

»Nun, wenn das iſt, ſo haben wir nichts einzuwenden.«

»Theuerſte,« ſetzt Bertha laut hinzu, »Du darfſt Dich deiner Toilette nicht ſchämen . . . Ich ſage Dir, Du ſiehſt ſehr gut aus . . . Stellen Sie ſich vor, Benjamin, meine Freundin findet ſich nicht elegant genug, um mit uns zu ſpeiſen . . . ſie iſt ſo cokett . . . nicht wahr, ſie ſieht wunderhübſch aus?«

»Madame haben eine Toilette, die nichts zu wünſchen übrig läßt.«

»Monſieur ſind zu gütig . . .«

»Es bleibt alſo dabei, wir ſpeiſen zuſammen . . . Ich werde beſtellen . . . Sie werden ſehen, daß ich mich darauf verſtehe . . .«

»Und ich werde zeigen, daß ich einer Mahlzeit Ehre zu machen weiß,« ſetzt Boucaros mit einem etwas gewagten Entrechat hinzu.

»Zum Diner alſo! . . . ich habe Hunger.«

»Ja, zum Diner! wir wollen Bacchus und Venus hochleben laſſen, wie in den »Porcherons« in der komiſchen Oper.«

Madame Lucie, die ſammt ihrem Cavalier ſehr heiter geworden iſt, eilt mit ihm voraus.

Bertha, die mit Benjamin etwas zurückbleibt, bemerkt ſeine Verſtimmung.

»Was fehlt Ihnen denn, lieber Freund?« ſagt ſie zärtlich. »Ihre Stirn iſt ja umwölkt . . .«

»Ich freute mich ſo auf dieſes Diner unter vier Augen . . . und nun . . .«

»Schweig, Du Unhold! . . . Lieber Benjamin, wir fahren allein nach Paris zurück, ich verſpreche es Dir . . . Biſt Du zufrieden?«

»Ich muß ja wohl zufrieden ſeyn, wenn Sie mir ein bischen gut ſind . . .«

»Ob ich ihm gut bin! er frägt, ob ich ihm gut bin . . . O Gott! o Gott! . . . Ach! ich habe mein Strumpfband verloren . . . Du wirſt mir ein Paar andere kaufen . . . Roſen, mit der geſtickten Deviſe: bis hierher und nicht weiter! aber Du wirſt Dich um die Deviſe nicht kümmern.«

V.

Galanterie und Tanz.

Die Gesellschaft begibt sich in das beste Gasthaus des Boulogner Waldes. Man wählt einen hübschen kleinen Salon, der die Aussicht auf den Rasenplatz bietet.

Bertha hat die Bestellung des Diner übernommen; sie entledigt sich dieses Geschäftes in einer Weise, die ihren gastronomischen Kenntnissen alle Ehre macht.

Während der Kellner den Tisch deckt, legen die Damen ihre Hüte, Shawls und Gürtel ab; sie machen sich's bequem.

Boucaros scheint es eben so machen zu wollen, denn er löset die Schnalle seines Beinkleides und murrt unwillig:

»Das verdammte Beinkleid! . . . Ich mag immerhin die Schnalle lösen, es ist immer zu eng, es belästigt mich . . . wie wird es erst nach dem Essen seyn!«

»Du solltest einen andern Schneider nehmen, Alfred,« sagt Lucie zu ihrem Geliebten.

»Ja . . . ja! Das will ich . . . in den nächsten Tagen . . . wenn ich bei Casse bin . . .«

»Ihr Schneider muß sehr ungeschickt seyn,« sagt Bertha, »Ihr Frack ist zu weit.«

»Ja,« erwiedert Lucie; »aber da das Beinkleid zu eng ist, so gleicht sich's aus.«

»Eine ſolche Ausgleichung iſt eben nicht nach meinem Geſchmack . . . Aber wie köſtlich duftet das hier? Madame Saint-Lambert hat ſich ſo parfumirt?«

»Ja wohl . . . ich ſchwärme für Parfums?«

»Sie müſſen ſich gannaliſiren *) laſſen . . .«

»O Du abſcheulicher Menſch!«

»Sehen Sie, welch ein allerliebſtes Flacon mir mein Freund Benjamin geſchenkt hat . . .«

»O! es iſt wunderhübſch . . . Sieh doch, Alfred.«

»Nicht übel . . . Wenn dieſes Flacon mir gehörte, ſo würde ich Kirſchwaſſer hinein thun!«

»Pfui! . . . wie unzart!«

»Und dieſes Riechſäckchen, das zugleich als Geldbörſe dient.«

»Sehr hübſch!«

»Das Geld wird herrlich darin duften.«

»Du mußt viel hinein thun.«

»Es iſt auch ein Geſchenk von meinem Freunde.«

»Sapperlot!« ſagt Boucaros leiſe zu Lucie. »Der Freund Benjamin ſcheint nicht übel zu ſeyn.«

»Es ſcheint ſo; manche greift in den Glückstopf . . . Du würdeſt mich nicht ſo parfumiren!«

»Starke Gerüche ſind ungeſund; ſie ſteigen zu Kopfe, und ſo ſollſt Du keine Nervenzufälle bekommen . . . Ich bin zu ſehr um deine Geſundheit beſorgt.«

Die Speiſen werden aufgetragen. Bei den erſten Gerichten reden Boucaros und Lucie wenig, aber ſie handeln

*) Ein Witz über die bekannte Methode des Chemikers Gannal, Leichen einzubalſamiren.

Anm. d. Ueberſ.

mit ſolchem Eifer, daß ſie nicht Zeit haben, dem Geſpräch große Aufmerkſamkeit zu widmen. Madame Saint-Lambert führt das Wort; ſie hat eine geläufige Zunge und ein gutes Gedächtniß, ſie erzählt eine Menge Anekdoten von verſchiedenen Freundinnen: die Eine hat von ihrem Anbeter ſieben indiſche Caſchmirs von verſchiedenen Farben erhalten, um an jedem Wochentage einen andern tragen zu können; eine Andere konnte ſich nicht an den Tiſch ſetzen, ohne ein Kleinod unter ihrer Serviette zu finden; eine Dritte endlich, die den Wunſch geäußert, die Fabeln von Lafontaine mit Bildern zu beſitzen, erhielt von ihrem Geliebten die zwei Bände, und auf jeden Kupferſtich war ſtatt des Seidenpapiers eine Banknote gelegt.

»O! das iſt köſtlich!« ruft Lucie, die einen Augenblick vor einem Faſanenflügel innehält; »das iſt eine zarte Aufmerkſamkeit!«

»Nicht wahr, ungemein zart,« erwiedert Bertha; »die Caſchmirs und die Schmuckſachen unter der Serviette ſind Dinge, die täglich vorkommen. Jeder einigermaßen gebildete Mann ſucht ſich auf ſolche Art angenehm zu machen; wer einer Dame derlei Kleinigkeiten verſagen wollte, würde für einen Pedanten gehalten werden . . . zumal wenn er Vermögen hat . . .«

»Es iſt gewiß,« murmelt Boucaros kauend, »daß es einem gebildeten Manne manchmal etwas ſchwer fällt, Caſchmirs und Diamanten zu kaufen . . . Das Unmögliche kann von Niemanden verlangt werden!«

»Und das Präſent in den Büchern . . . Die mit Banknoten belegten Kupferſtiche . . . wie ſinnreich und zart! Nicht wegen der Banknoten . . . es ſind ja nur Geldzeichen, und das Geld iſt nur zum Ausgeben gut,

ſonſt wär's eben ſo gut, Blei oder Zinn mit ſich zu ſchleppen . . . aber die Art des Gebens verleiht dem Geſchenk den wahren Werth! . . . Finden Sie das nicht auch, lieber Benjamin?«

Seit einer Weile hörte Benjamin blos zu und ſagte nichts; das Geſpräch drehte ſich zu lange um einen und denſelben Gegenſtand; er hätte gern etwas Anderes auf's Tapet gebracht, aber er mußte Bertha's Frage beantworten, und er antwortete:

»Allerdings, es war ſehr nobel gehandelt . . . es war ein fürſtliches Geſchenk! . . . Ich glaube dieſe Anekdote ſogar ſchon gehört zu haben, und man ſchrieb dieſe Galanterie einer ſehr hohen Perſon zu.«

»Warum ſollte denn ein Weltmann nicht eben ſo generös ſeyn wie ein Fürſt?«

»Ich bin der Meinung,« ſagte Boucaros, »daß es nur Banknoten zu hundert Francs geweſen ſind.«

»Wenn auch,« erwiedert Lucie, »es war doch eine ſehr zarte Aufmerkſamkeit, und wenn ich einen Verehrer hätte, der deſſen fähig wäre . . .«

»So würdeſt Du die allgemeine Weltgeſchichte, hundertzwanzig Quartbände mit Kupfern von ihm verlangen.«

»Ach! wenn ich alles Vermögen, das mir von Rechtswegen zukam, geerbt hätte,« ſagt Bertha, indem ſie ein Glas Champagner hinunter ſtürzt, »wie glücklich wäre ich dann geweſen, Andere glücklich zu machen!«

»Dazu brauchen Sie kein Geld,« ſagt Benjamin ſchüchtern.

»Bravo! ein ſinnreicher Einfall!« erwiedert Boucaros. »Ich wollte, daß ich ihn gehabt hätte.«

»Herr Benjamin iſt artiger als Du,« ſagt Lucie.

»Man kann indeß auch ohne Geld eine Coastochter glücklich machen,« ſagt der Künſtler, indem er auf die dritte Portion Hummer einhaut.

Unterdeſſen reicht Bertha ihrem Cavalier die Hand, die er zärtlich küßt.

»Vor Allem, lieber Freund, müſſen Sie nicht glauben, daß ich auf den Reichthum einen Werth lege,« ſagt Bertha, indem ſie ihren Anbeter zärtlich auf die Wange klopft. »Ich verachte das Gold, und begreife nicht, wie man geizen und Gold aufhäufen kann; das Leben iſt ja ſo kurz, und was nützen dem Menſchen alle Schätze, wenn er todt iſt.«

»Man müßte es denn wie Attila, der Hunnenkönig, machen,« ſagte Boucaros; »er wurde mitten auf einem großen Felde in einem Sarge begraben, deſſen erſte Hülle von Gold, die zweite von Silber und die dritte von Eiſen war. Man legte ihm unermeßliche Schätze in ſeine Gruft: mit Gold und Edelſteinen beſetztes Reitzeug, prächtige Stoffe und die koſtbarſte Beute aus den geplünderten Paläſten der Könige.«

»Wirklich! das iſt ja eine ſonderbare Idee!« ſagte Bertha; »aber mußte man nicht fürchten, daß die Gruft ebenfalls geplündert würde?«

»Man hatte Vorkehrungen getroffen, um das zu verhindern. Die Hunnen erſchlugen Alle, die bei der Beerdigung Attila's geholfen hatten; die Gothen hatten's bei dem Begräbniſſe Alarich's eben ſo gemacht. Er ſtarb zu Coſenza in Calabrien; die Gothen leiteten den Fluß Vaſento ab und machten an der Stelle, wo der Strom am ſtärkſten war, ein Grab. Alarich wurde eben ſo glänzend beſtattet wie Attila. Dann wurde der Fluß wieder in ſein Bett ge-

leitet, und Alle, die das Grab gemacht hatten, mußten über die Klinge ſpringen.«

»Das iſt ja abſcheulich! . . . Aber es freut mich doch, Boucaros, daß Du ſo gelehrt biſt. Lernſt Du das Alles von Tamboureau?«

»Nein, Tamboureau beſchäftigt ſich nur mit der griechiſchen Geſchichte und mit dem Theater des Ariſtophanes. Er kann Dir ganz genau ſagen, welches Coſtum die Schauſpieler bei der erſten Vorſtellung der »Weſpen« oder der »Wolken« getragen haben . . . er weiß auch das Stück auswendig.«

»Mein Gedächtniß iſt nicht ſo gut . . . Ich habe nicht einmal das ganze Lied von Marlborough behalten können.«

»Man ſpeiſt hier wirklich ſehr gut,« ſagte Boucaros, indem er Benjamin ein Glas Champagner einſchenkte.

»Ich würde Sie nicht hierher geführt haben, wenn man hier ſchlecht bedient würde,« erwiederte Bertha. »Mein Freund Benjamin würde uns auch kein ſchlechtes Diner bieten wollen. Denn ich muß Ihnen zu meiner Freude ſagen, daß er uns bewirthet . . . Ich habe Sie eingeladen, und er wird gewiß nicht zugeben, daß Sie Ihren Antheil bezahlen. Nicht wahr, lieber Freund, ich habe Ihre Abſichten errathen?«

Benjamin, der keineswegs die Abſicht hatte, Herrn und Madame Boucaros zu bewirthen, macht ein etwas ſaures Geſicht, als er berechnet, was er ſchon ausgegeben hat; aber Bertha hält ihm ihre weiße Hand unter die Naſe und ſagt zu ihm:

»Geſchwind, küſſen Sie mir die Hand.«

Benjamin thut, wie ſie ihm geheißen und antwortet mit gezwungener Heiterkeit:

»Allerdings, es freut mich ſehr, Monſieur und Madame zu bewirthen, es iſt ein großes Vergnügen für mich . . . es iſt ſogar eine Gelegenheit, für die ich dem Zufall danke.«

»Wenn das iſt, ſo nehmen wir es an,« antwortet Boucaros. »Ich mache nicht viele Complimente . . . die wahren Künſtler ſind einmal ſo . . . Wenn man mich einladet, ſo nehme ich es an.«

»Wir behalten uns natürlich Revanche vor,« ſagt Lucie; »Monſieur wird uns die Ehre erweiſen, nächſtens eine Suppe bei uns zu eſſen . . .«

»Sehr gern, Madame.«

»Ach! mein Gott, Monſieur hat ſich verſchluckt.«

Boucaros hatte nur mit Mühe das Lachen unterdrücken können, als Lucie ihre Einladung machte. Er ſchreibt das Aufſprudeln, das er nicht ganz zu verhüten vermag, dem Champagner zu.

Endlich iſt das Diner zu Ende, es iſt glänzend geweſen und man hat den Champagner nicht geſpart; Madame Saint-Lambert hat behauptet, er mache nie betrunken, wenn er im Gefrierapparat geſtanden. Die Damen hatten trotzdem, als ſie vom Tiſche aufſtanden, eine ſtarke Röthe im Geſicht, und Boucaros hat ſo kleine Augen, daß er faſt nichts ſieht. Nur Benjamin iſt ganz nüchtern geblieben; ein Liebender denkt ja an der Seite ſeiner Flamme nicht ans Trinken, und hat keine Luſt, ſich zu betäuben.

»Jetzt gehen wir auf den Ball zum Ranelagh,« ſagt Bertha; »die Geſellſchaft iſt ſehr diſtinguirt, wir riskiren

eine Quadrille, einige Redowa, und dann begibt ſich ein Jeder nach Hauſe.«

»Sie wiſſen was Sie mir verſprochen haben,« ſagt Benjamin, der den Arm der Madame Saint-Lambert nimmt, »wir Beide fahren allein nach Paris zurück.«

»Ja wohl, mein Engel, und es wäre ſogar möglich . . .«

»Was wäre möglich? Reden Sie.«

»Wenn Sie mir verſprechen, es Niemanden wieder zu ſagen . . .«

»Ich habe Ihnen ja geſagt, daß ich ſehr discret bin.«

»Das ſagen alle Männer, und nachher rühmen ſie ſich ihrer Eroberungen . . . aber ich liebe Dich, und bin im Stande, Dir ſogar meinen Ruf zu opfern.«

»Ach! ich werde Ihrer Liebe würdig ſeyn.«

»Ich will es hoffen . . . Sie können mir's durch die That beweiſen.«

»Aber Sie wollten mir etwas ſagen . . .«

»Ich wollte ſagen . . . doch nein, ich wage es nicht . . .«

»Ich bitte Sie, reden Sie!«

»So hören Sie . . . Ich habe Marinetten geſagt, ſie brauche mich nicht zu erwarten . . . man kann glauben, ich ſey auf dem Lande bei einer Freundin geblieben.«

»Ah! ich verſtehe . . . Es iſt zum Entzücken . . . zum Raſendwerden!«

»Mäßigen Sie ſich, lieber Freund, wir ſind in Geſellſchaft, und ich treffe hier oft Bekannte.«

Die beiden Paare treten in den Tanzſaal, wo ſchon viele Menſchen verſammelt ſind, denn das Diner hat lange

gedauert und es ist schon lange Nacht. Ein Anderer als Benjamin würde eine Menge hübscher Frauenzimmer bemerkt haben, die sich durch ihren ungezwungenen Anstand und ihre herausfordernden Blicke auszeichnen; aber der junge Mann denkt nur an das versprochene Glück und hat nur Augen für seine Eroberung. Diese zieht ihn alsbald an einen Platz, dem andern Paar gegenüber.

»Jetzt zum Tanz,« sagt sie zu ihm; »ich bin zum Spaßmachen aufgelegt.«

Die Quadrille beginnt. Benjamin Godichon, der den schönen Tanz, der heutzutage auf den öffentlichen Bällen cultivirt wird, noch nicht kennt, erröthet bis über die Ohren, als seine Dame, um eine Tanzfigur auszuführen, sich an ihn schmiegt und ihn umschlingt, wie der Epheu die Ulme. Ihnen gegenüber freilich tanzen Boucaros und seine Partnerin noch excentrischer; der junge Raucher bewegt die Arme wie Windmühlenflügel, und wirft die Füße so hoch auf, daß er seinem vis-à-vis bei jeder Schwenkung einen Tritt ins Auge zu geben droht. Schon zweimal ist ein Herr des Etablissements auf Boucaros zugetreten und hat ihn gebeten, seinen Tanz zu mäßigen, aber er hat immer nur die Antwort erhalten:

»Sie langweilen mich!«

Man hat einen Kreis gebildet, um die beiden Paare tanzen zu sehen. Bertha ist indeß mit ihrem Tänzer nicht recht zufrieden, und nach der Quadrille sagt sie zu ihm:

»Freundchen, der moderne Tanz ist Ihnen noch nicht geläufig, aber Boucaros wird Ihnen Lectionen geben . . . Er tanzt zum Entzücken. . . . Auch zu Mabille, im Château-des-Fleurs, im Château-Rouge bildet sich ein Kreis,

wenn er tanzt . . . und es iſt ſchmeichelhaft für eine Dame, ihn zum Cavalier zu haben.«

»Ich hätte geglaubt, es ſey gefährlich, mit ihm zu tanzen . . . er macht ſo viele Geberden.«

»Wie kindiſch! es iſt nicht die mindeſte Gefahr dabei! . . . Ach! wenn ich mich gehen ließe, ſo würden Sie ganz andere Dinge ſehen!«

»Wie! Sie tanzen in dieſer Weiſe?«

»Ich meine, daß meine Pas Furore machen . . . Nicht wahr, Lucie?«

»Ja wohl, Du machſt es ſehr gut, wenn Du im Zuge biſt.«

»Jetzt kommen Sie, Benjamin, wir wollen Punſch trinken.«

Die Geſellſchaft ſetzt ſich in den Garten an einen Tiſch. Benjamin läßt Punſch kommen, Boucaros macht nicht einmal Miene in die Taſche greifen zu wollen, was freilich auch umſonſt geweſen wäre. Aber bald ſpielt das Orcheſter das Ritornell einer Redowa und Bertha ſteht auf.

»Die Redowa!« ruft ſie, »mein Lieblingstanz . . . Oh! ich will dabei nicht fehlen. Können Sie Redowa tanzen, Benjamin?«

»Ja . . . ja, ich glaube wohl.«

Benjamin hatte noch nie »redowirt,« aber er will ſeine Unwiſſenheit nicht geſtehen, am wenigſten einer Dame, die auf das Talent ihres Tänzers ſo großen Werth zu legen ſcheint. Er hofft, die Redowa abzuthun wie einen Walzer, und tritt mit Bertha unter die Tänzer. Das Orcheſter beginnt, die Paare ſetzen ſich in Bewegung. Bertha will's mit ihrem Cavalier ebenſo machen, aber beim ſechſten

Tacte ſieht ſie, daß er nicht in Schwung zu bringen iſt, ſie hält inne und ſagt voll Aerger:

»Das iſt ſchauderhaft! . . . Sie können ja gar nicht Redowa tanzen.«

»O ja, Sie ſollen ſehen, es wird ſchon kommen.«

»Nein . . . nein, ſchönen Dank, ich habe ſchon genug . . . Sie würden mich nur compromittiren, lieber Freund, ich bin eine der erſten Redoweuſes in Paris . . . Ah! da iſt Bribri! . . . Bribri, wollen Sie mit mir tanzen? ich bin disponibel.«

Dieſe Worte ſprach ſie zu einem jungen Manne, der eben an dem Paare vorüberging und ohne zu antworten den Arm um den Leib der Madame Saint-Lambert ſchlingt und mit ihr davon eilt. Benjamin muß ſich mit dem Zuſehen begnügen, eine traurige Situation für einen Liebenden; er kann nicht umhin, das Benehmen dieſer Dame, die er ſeit dem Vormittage mit Geſchenken überhäuft hat und die nun ohne weiters einen andern Cavalier nimmt, ſehr unartig zu finden.

Als jedoch Bertha an ihm vorübertanzt, wirft ſie ihm ſo zärtliche Blicke zu, und überdies redowirt ſie ſo gut, ihre Bewegungen ſind ſo üppig, daß ihm die üble Laune vergeht.

»Was iſt im Grunde ein Contretanz, eine Redowa?« denkt er. »Eine Gunſt, die man Jedermann bewilligt, ſelbſt Leuten, die man gar nicht kennt. Das Glück, das mich dieſe Nacht erwartet, iſt doch mehr werth als alles Andere . . . Es wäre wahrhaftig thöricht, wenn ich böſe werden wollte.«

Als die Redowa zu Ende iſt, kommt Bertha wieder zu ihrem Anbeter und ſagt zu ihm:

»Beruhigen Sie ſich, kleiner Benjamin, ich werde Sie die Redowa lehren, ich werde Ihnen Privatſtunden geben, und binnen vierzehn Tagen ſollen Sie ein vollkommener Tänzer ſeyn.«

»Wollen wir noch nicht fort? Es iſt zehn Uhr vorüber.«

»Wie ungeduldig? Nur noch einen Contretanz und wir fahren ab . . . Jetzt erſt ein Gefrornes!«

Man nimmt Gefrornes, . . . natürlich mit Boucaros und Lucie, die ſich ſchnell einfinden, ſobald ſie ſehen, daß ſich Bertha und ihr Cavalier einem Tiſche nähern, und immer eben ſo ſchnell aufſtehen, ſobald der Aufwärter gerufen wird, um die Zeche in Empfang zu nehmen.

Das Orcheſter ſpielt das Ritornell eines Contretanzes, ſchon iſt Bertha aufgeſtanden und hat Benjamins Arm genommen, um ſich anzuſtellen, als Lucie, die mit ihrem Cavalier vorangegangen war, haſtig umkehrt und zu Bertha ganz beſtürzt ſagt: . . . . . .

»Sandarac! . . . Sandarac! . . . er iſt da . . . ich habe ihn geſehen . . . dort im Hintergrunde unter einer Gruppe . . .«

In einer Secunde hat Madame Saint-Lambert den Arm Benjamins losgelaſſen und Luciens Arm genommen, während ſie ihrem Anbeter zuruft:

»Adieu . . . guten Abend . . . Laſſen Sie mich, ſprechen Sie nicht mit mir . . . Sie kennen mich nicht, ich verbiete Ihnen, mich zu kennen.«

»Wie! was bedeutet das?« ruft Benjamin, der Bertha nacheilen will. »Warum verlaſſen Sie mich?«

»Schweigen Sie!«

»Aber ich will Sie nicht verlaſſen . . .«

»Schweigen Sie, mein Onkel ist da . . . Verstehen Sie denn nicht?«

»Ihr Onkel!«

»Ja . . . adieu . . . Morgen komme ich zu Dir. Kein Wort mehr.«

»Aber ich . . .«

»Schweigen Sie . . . oder ich sehe Sie nie wieder.«

Bertha zieht Lucie mit sich fort und verliert sich bald unter der Menge, während Benjamin wie versteinert stehen bleibt und unschlüssig ist, ob er dieses Benehmen der Madame Saint-Lambert dulden soll oder nicht.

Während der arme junge Mann mit sich zu Rathe geht, tritt Boucaros lachend auf ihn zu und sagt:

»Da sind wir Beide Witwer.«

»Witwer . . . wie so? Was meinen Sie damit?«

»Parbleu, ich meine damit, Bertha hat Sie verlassen, weil sie Sandarac gesehen und Lucie hat's mir eben so gemacht, um das Ansehen zu haben, daß sie mit Bertha hiehergekommen sey.«

»Aber sagen Sie, ist denn der Onkel der Madame Saint-Lambert so böse?«

»Wer? was für ein Onkel?«

»Nun, dieser Herr Sandarac, dessen Anwesenheit sie nöthiget, mich zu verlassen . . . Ist es etwa nicht ihr Onkel?«

»Ja . . . ja wohl, es ist ihr Onkel . . . Ich dachte nicht daran, er ist ein sehr brutaler Herr.«

»Er hat also Rechte über sie?«

»Allerdings, er hält sie ja aus . . . ich meine, er sorgt für ihr Hauswesen.«

»Die arme Bertha hat also von ihrem Manne gar nichts geerbt?«

»Von ihrem Manne? . . . wie wär's, wenn wir ein Glas Grog nähmen?«

»Ich danke, ich mag nichts mehr trinken . . . . Ach! mein Gott, da ist sie! . . . Sehen Sie, am Arme eines Herrn!«

»Das ist Sandarac . . . Sie dürfen Sie nicht kennen, er wäre im Stande, ihr einen Fußtritt zu geben und Ihnen große Unannehmlichkeiten zu machen. Das müssen Sie vermeiden.«

»Was kümmert mich der Herr! Hm! wenn es nicht ihr Onkel wäre, ich würde es nicht dulden, daß er eine Dame führt, die ich hierher begleitet habe.«

»Ich versichere Ihnen, daß so etwas täglich vorkömmt: man bringt eine Dame mit, sie geht mit einem Andern davon; das ist viel unterhaltender.«

»Ich finde es gar nicht unterhaltend.«

»Sie werden sich schon daran gewöhnen.«

»Mein Gott! sie kommen vorbei . . .«

Bertha kam wirklich; sie ging zwischen Lucie und einem sehr großen, starken Manne von etwa vierzig Jahren, dessen Gesicht mehr als zur Hälfte Bart war, und der die bärbeißige Miene und den Gang eines Tambourmajor hatte.

Benjamin wird abwechselnd weiß, roth und grün. Bertha lächelt den Mann, dessen Arm sie genommen, unaufhörlich an und wirft ihrem jungen Freunde kaum einen Seitenblick zu.

»Ich gehe fort!« ruft Benjamin, als Bertha vorübergegangen ist; »der Ball ist mir zuwider . . . ich mag

meine Geliebte nicht an dem Arme eines Andern ſehen... er iſt ſehr jung für einen Onkel!«

»Es gibt Onkel von jedem Alter . . .«

»Er iſt freilich auch ſehr häßlich . . . Adieu, Herr Boucaros . . .«

»Wie, Sie gehen fort? . . . Ich gehe mit Ihnen.«

»Aber Ihre Dame?«

»Sie iſt bei Bertha, Sandarac wird ſie mitnehmen . . . O ich bin ganz ruhig . . . ich ſchlafe ohnedies bei Tambourcau.«

»Nun, ſo kommen Sie, denn ich will nicht länger bleiben.«

Die beiden jungen Männer verlaſſen den Ball. Vor dem Hauſe finden ſie Cabriolets, ſie nehmen eines und fahren nach Paris. Unterwegs ſucht Boucaros ſeinen Begleiter durch Ateliergeſchichten zu erheitern, aber Benjamin hört ihn kaum, er iſt zu verſtimmt über ſeine getäuſchte Hoffnung. Vor dem Hauſe angekommen, bezahlt er das Cabriolet, wünſcht Boucaros gute Nacht und begibt ſich in ſeine Wohnung, ohne den Raucher anzuhören, der ihm nachruft:

»Kommen Sie doch einen Augenblick zu Tambourcau, er wird Ihnen ein Agathokles- oder Alcibiadesſtückchen erzählen.«

VI.

Auguſta und Coralie.

Laſſen wir nun Benjamin Godichon eine Zeit lang an ſeine Flamme, Boucaros an die vortreffliche Mahlzeit, die er gehalten, und Bertha an die Lügen denken, die ſie ihren Liebhabern ſagen will, denn wir wiſſen bereits, daß dieſe Dame mehr als einen Verehrer hat. Treten wir in jene kleine Wohnung im ſechſten Stock, deren Thür ſich aufgethan hat, um ein Mädchen erſcheinen zu laſſen, das einen gewiſſen Herrn Cotonnet begießen wollte, und ſtatt ſeiner den Verehrer der Madame Saint-Lambert begoß.

In einem kleinen, ſehr beſcheiden möblirten und nicht in allzu großer Ordnung gehaltenen Zimmer finden wir zwei Mädchen, die an einem Tiſche ſitzen und arbeiten.

Die Eine iſt Mademoiſelle Coralie, die Demoiſelle mit dem Waſchbecken; wir wiſſen bereits, daß ſie eine hübſche Brünette mit lebhaften ſchwarzen Augen iſt. Dabei bekömmt ihr Geſicht durch das Stumpfnäschen, den lachenden Mund und das runde Kinn etwas Pikantes, Schalkhaftes, das vielen Leuten, die ihr begegnen, die Köpfe verdreht.

Die Andere ſcheint zwei bis drei Jahre älter zu ſeyn als Coralie; ſie iſt weder blond noch brünett; ihr kaſtanienbraunes Haar hat einen hübſchen Glanz; ihre Augen ſind dunkelblau, ſanft und ſchmachtend; ſie haben ſelbſt in ihrer

Heiterkeit nicht den ſchalkhaften Ausdruck ihrer Nachbarin; das Geſicht iſt oval, die Farbe blaß, die Züge fein, der Mund anmuthig. Sie iſt ebenfalls ſehr hübſch, aber ihre Schönheit hat einen ganz andern Charakter als die ihrer Freundin, und ein Maler würde beide Köpfe in ihrer Jugendfriſche, ihrem ſinnigen, gefühlsinnigen Ausdruck gern darſtellen.

Die beiden Mädchen arbeiten bei einem Lichte. Coralie macht Blumen, ihre Freundin ſtickt.

Auf einmal lacht Coralie laut auf. Ihre Freundin ſieht ſie verwundert an.

»Worüber lachſt Du denn?«

»Du wirſt es nicht errathen, Auguſta, ich dachte an meinen Irrthum von dieſem Morgen . . . an den jungen Mann, dem ich, in der Meinung, es ſey Cotonnet, Waſſer ins Geſicht geſchüttet habe . . . Der arme Tropf ſchien eben nicht böſe zu werden . . . er war recht hübſch . . . Ich erinnere mich nicht mehr, welchen Namen er fragte... Doch ja, Madame Saint-Lambert . . . Ich kenne keine Perſon dieſes Namens im Hauſe . . . es war vielleicht ein Vorwand, um bei mir anzuklopfen . . .«

»Aber warum wollteſt Du dem armen Cotonnet Waſſer ins Geſicht ſchütten? Was hat er Dir denn gethan? Du haſt Dich alſo mit ihm entzweit?«

»Ja, wir ſind Todfeinde!«

»O! ich kenne das: in zwei Tagen ſeyd ihr wieder ausgeſöhnt.«

»Nein, wahrhaftig nicht! Dieſes Mal iſt's aus, rein aus.«

»Du haſt alſo einen ſehr triftigen Grund, ihm zu

zürnen? Mich dünkt, Du kennst ihn seit beinahe zwei Jahren.«

»Vielleicht eben, weil ich ihn schon seit zwei Jahren kenne, will ich mit ihm brechen.«

»Das ist nicht schön von Dir, Coralie! Ich könnte wirklich glauben, Du seyest so leichtfertig und flatterhaft, wie man sagt . . .«

»Man kann sagen was man will, das ist mir ganz egal!«

»Aber man darf doch die Meinung der Welt nicht verachten. Ich weiß wohl, daß die bösen Zungen mehr sagen, als wahr ist; aber wenn man sich nichts vorzuwerfen hat, so ist man gegen die Verleumdung gewaffnet.«

»Ich mache mir nichts aus allem Geschwätz . . . Ich bin keine Jungfrau von Orleans wie Du; aber ich moralisire auch nicht, ich halte Anderen keine Strafpredigten und stelle es ihnen frei, Jemanden zu lieben oder nicht... Ich bin freilich nicht gebildet, ich habe keine feine Erziehung genossen, wie manche Andere.«

Coralie sagte diese Worte mit einigem Aerger, der ihrer Freundin nicht entging. Augusta antwortete nichts; sie bückte sich mit einem leisen Seufzer zu ihrer Arbeit nieder.

Aber nach einer zwei Minuten langen Pause, während welcher Carolie, statt zu arbeiten, mit den zu Rosenblättern bestimmten Batiststückchen tändelt, rückt sie ihrer Freundin näher, schlägt sie sanft auf das Knie und lispelt:

»Bist Du böse, Augusta?«

»O nein; ich weiß ja, daß Du keine so lose Dirne bist, wie man sagt. Dein Herz ist gut . . . dein Kopf ist wohl böse, aber Du wirst auch schnell wieder gut. Man

muß daher die Fehler zu Gunſten der guten Eigenſchaften entſchuldigen.«

»Aber ich habe ſo eben etwas Boshaftes geſagt . . .«

»Ich habe es nicht verſtanden . . .«

»O! Du haſt es gewiß verſtanden; aber küſſe mich, um mir zu beweiſen, daß Du mir verzeihſt!«

Coralie ſchlingt einen Arm um Auguſtens Hals und küßt ſie. Der Friede iſt geſchloſſen, und die Blumenmacherin nimmt ihre Arbeit wieder zur Hand.

»Jetzt, Auguſta, will ich Dir ſagen, warum ich mich mit Cotonnet entzweit habe. Denke Dir, vorgeſtern ſage ich zu ihm, ich möchte gern Auſtern eſſen. Er ſchlägt mir's rundweg ab unter dem Vorwande, wir wären im Auguſt, und in den Monaten ohne r taugten die Auſtern nichts. War das nicht dumm? Ich antwortete ihm: Lieber Freund, die Auſtern ſind das ganze Jahr gut, wenn ſie friſch ſind, und gebildete Leute eſſen ſie ſo gut in den Hundstagen, wie im ſtärkſten Froſtwetter . . . Aber das war nur ein Vorwand, durch den ich mich nicht täuſchen ließ: er wollte mir die Auſtern nicht bezahlen, weil ſie jetzt vielleicht etwas theurer ſind. Ich kann die geizigen Leute nicht ausſtehen; es kam zum Wortwechſel, und ich verbot Cotonnet, meine Schwelle je wieder zu betreten. Ich drohte ihm mit einem Denkzettel . . . Du haſt geſehen, wie ich ihn zu empfangen gedacht.«

»Alſo wegen einiger Auſtern haſt Du Dich mit einem Manne entzweit, den Du ſo lange gekannt, der Dir ſo viele Beweiſe ſeiner Liebe, ſeiner aufrichtigen Zuneigung gegeben hat!«

»Mein Kind, es ſind ſchon Reiche zerſtört worden

durch Kriege, die aus geringern Urſachen angefangen hatten.«

»Das weiß ich nicht, ich bin nicht ſo gelehrt . . . Aber ich weiß, daß der arme Cotonnet nicht geizig iſt, denn er hat Dir ſo viele Geſchenke gemacht . . . wenn auch nur unbedeutende, aber er iſt ja nicht reich . . . er konnte Dich nicht mit Caſchmirs und Diamanten bedecken . . . er iſt ja nur ein armer Commis in einer Modewaarenhandlung, und verdient höchſtens tauſend Francs jährlich . . .«

»Er ſagt, zwölfhundert!«

»Gut, nehmen wir zwölfhundert. Ich begreife aber nicht, wie er Dir ziemlich oft ein Kleid oder einen Hut ſchenken, und Dich ins Gaſthaus und ins Theater führen konnte! Er mußte ſich gewiß Alles entziehen, um ſich ſo gegen Dich zu benehmen.«

»Er hat reiche Eltern!«

»Er hat uns oft das Gegentheil geſagt. Sein Vater hat eine kleine Beamtenpenſion, und ſeine Mutter hält einen Laden.«

»Er kann in Amerika oder in Californien einige Oheime haben . . .«

»Nein, Coralie, wenn Du auch ſagſt, daß ich moraliſire und Dir Strafpredigten halte . . . dein Benehmen gegen den armen Cotonnet kann ich nicht gutheißen, denn ich bin überzeugt, daß er nicht im Stande war, deine letzte Laune zu befriedigen.«

»Mein Gott! Das iſt wohl möglich . . . Aber wenn ich ihn nicht mehr liebe! . . . Man kann doch nicht immer den Einen lieben . . .«

»Ich dächte doch . . .«

»Du meinſt das, weil Du nicht liebſt; Du haſt die Liebe noch nicht kennen gelernt, Du biſt kalt wie Eis!«

»Aber mich dünkt, daß Du auch nicht liebſt, Du wechſelſt ja ſo ſchnell . . .«

»So ſchnell! . . . nach einundzwanzig Monaten! Das nennſt Du ſchnell? Die Beſtändigkeit iſt verdammt langweilig, Auguſta.«

»Ach! Coralie, ſprich doch nicht ſo!«

»Ich ſpreche, was ich denke . . . ſpäter wirſt Du ſehen, daß ich Recht hatte.«

»Nein, wenn ich liebe, ſo iſt es für das ganze Leben . . .«

»Das glaubt man, wenn das Liebesfeuer auflodert... wenn es erliſcht, denkt man ganz anders.«

»Aber es muß ſehr ſchön ſeyn, ſich recht wahr und innig zu lieben, immer ein und dasſelbe Bild in den Gedanken zu haben und ſich zu ſagen: auch er denkt in dieſem Augenblicke an mich.«

»Ja . . . oder an eine Andere . . . noch öfter als an mich! Sind denn die Männer treu?«

»Ich bin überzeugt, daß Cotonnet Dich nicht betrogen hat.«

»Da bringſt Du Cotonnet wieder auf's Tapet! Du ſiehſt aber doch, daß der treue Anbeter den ganzen Tag nicht gekommen iſt.«

»Aber geſtern war er viermal hier, ohne Dich zu finden.«

»Ich dachte es wohl, und deshalb ging ich aus . . . Es iſt ja ohnedies aus, das iſt beſchloſſen! Ich will mit Cotonnet nicht wieder anknüpfen.«

»Nimm Dich in Acht, Coralie, mache es nicht wie

ſo viele Mädchen, die durch die Genußſucht fortgeriſſen werden und dann ſo viele dumme Streiche machen, daß ſie von Jedermann verachtet werden.«

»Da fängſt Du ſchon wieder an! . . . Reden wir lieber von etwas Anderm . . . Weißt Du wohl, daß ich im Hauſe eine Eroberung gemacht habe?«

»So! . . . wer iſt es denn?«

»Der Herr unter uns . . . Monſieur Parigoule . . .«

»Wie! ein verheiratheter Mann?«

»Glaubſt Du denn, daß die verheiratheten Männer keine Augen für junge Mädchen haben? Sie ſind ſchlimmer als die Junggeſellen . . . Uebrigens kannſt Du leicht denken, daß ich nicht Luſt habe, dieſem Herrn Gehör zu geben.«

»Ich hoffe es!«

»Eine hübſche Eroberung! Erſtens iſt er ſehr häßlich . . . hoch aufgeſchoſſen, wie ein Spargel, dürr wie ein Beſenſtiel, kurzgeſchnittenes Haar . . . Das kann ich nicht leiden! . . . Dazu iſt er immer à la Dagobert gekleidet . . . ich meine damit nicht, daß er ſeine Unterhoſen verkehrt anziehe, ich meine, er trägt ſich nicht nach der Mode, und ſeine Kleider ſind alt . . . Er iſt übrigens noch nicht alt, höchſtens achtundvierzig . . . Und dabei halten die Leute einen Wagen . . . und ein Pferd, ein wirkliches Pferd und wohnen im fünften Stock . . . und das Pferd nicht einmal mit! . . .«

»Sie ſind alſo reich?«

»Ich glaube nicht . . . ſie haben eine Wohnung zu 420 Francs, alle Dienſtboten ſagen, ihr Haus ſey eine Baracke, es ſey nie friſches Brot da . . . Ich ſage: alle

Dienſtboten, weil ſie jede Woche, und zuweilen ſogar zweimal wöchentlich wechſeln.«

»Heutzutage ſprechen die Dienſtboten immer ſchlecht von ihren Herren, man kann dieſe Leute daher nicht nach ſolchem Geſchwätz beurtheilen.«

»Und die Frau thut immer ſüß und geziert . . . und ſie macht ihre Hüte ſelbſt.«

»Das ſagen die Dienſtboten?«

»O! das iſt ſehr leicht zu ſehen . . .«

»Und iſt der Wagen hübſch?«

»Es iſt eine kleine zweiſitzige Caleſche, ohne Kutſcher, man fährt ſelbſt . . . Neulich, als mir der Böſewicht Barigoule allein auf der Treppe begegnete, erbot er ſich, mit mir in den Boulogner Wald zu fahren. — Und Ihre Frau, antwortete ich, was würde die dazu ſagen, wenn Sie mit mir in Ihrem Phaëton ſpazieren fahren. — Meine Frau wird nichts davon erfahren; ich hole Sie an einem Orte ab. — Du kannſt leicht denken, daß ich ihn fortgeſchickt habe . . . Es muß übrigens ein Vergnügen ſeyn, einen eigenen Wagen zu haben und ſo viel zu fahren, wie man Luſt hat.«

»Mein Gott! wenn Du einen Fiaker nimmſt, ſo gehört er Dir, und wenn Du ihn auf die Stunde nimmſt, ſo kannſt Du nach Herzensluſt fahren.«

»O nein, es iſt nicht dasſelbe.«

»Du biſt ehrgeizig, Coralie.«

»Nein, aber ich möchte alle meine Launen befriedigen können . . . Apropos, ich habe noch eine Eroberung gemacht.«

»Wirklich! . . . etwa auch einen Mann mit einem Phaëton?«

»O nein, beſſer . . . viel beſſer. Er hat wohl keinen Wagen, aber er iſt ein ſehr hübſcher junger Mann . . . Du weißt ja, im dritten Stock; er iſt uns einige Male auf der Treppe begegnet.«

»Achille Nocheville?«

»Ganz recht.«

»Aber Du ſagteſt mir ja, Du könneſt ihn nicht leiden . . . er ſey ein Spötter, der die ernſteſten Dinge, die wahrſten Gefühle ins Lächerliche ziehe; kurz, Du machteſt mir eine Beſchreibung von ihm . . . Du ſchieneſt zu fürchten, daß ich mich in ihn verliebte.«

»Ja, ja, ich erinnere mich, ich ſagte es, weil ich es ſo gehört hatte . . . Du weißt ja, daß man ſolchem Geſchwätz nicht glauben darf . . . Im Grunde iſt es mir ganz gleichgiltig, ich habe nicht Luſt, ihm Gehör zu ſchenken, obſchon er immer ſehr geſchmackvoll gekleidet iſt und ſich ſehr hübſch zu benehmen weiß.«

»Es iſt alſo zu einer Erklärung gekommen?«

»Nein, das heißt, beinahe wär's dazu gekommen . . . Neulich Abends, als ich allein nach Hauſe kam, begegnete er mir auf der Treppe . . .«

»Es ſcheinen Dir alle Nachbarn auf der Treppe aufzulauern.«

»Warum nicht! . . . er wollte mir durchaus leuchten, und unterwegs ſagte er zu mir, mein Geliebter müſſe ſehr glücklich ſeyn, meine Augen ſagten ſo vielerlei, er freue ſich mein Nachbar zu ſeyn . . . und dann . . . Nun, was machſt Du denn? Du ſtehſt auf . . . Du legſt deine Arbeit zuſammen?«

»Ja, es muß ſchon ſehr ſpät ſeyn, und es iſt Zeit, daß ich nach Hauſe gehe.«

»Du ſagteſt ja, daß Du dieſe Nacht hier ſchlafen würdeſt.«

»Ja wohl, aber ich habe mich anders beſonnen: man kömmt in ſchlechten Ruf, wenn man über Nacht ausbleibt . . . man würde nicht glauben, daß ich bei einer Freundin geblieben bin . . .«

»Es ſcheint mir eben nicht vernünftiger, um halb zwölf Uhr nach Hauſe zu gehen . . . Die Straße Latour d'Auvergne iſt überdies ſo öde . . . es könnte Dir etwas Unangenehmes widerfahren.«

»Bedenke doch, daß ich nur wenige Schritte zu gehen habe.«

»Nun, wenn Du es ſo willſt! Es langweilt mich, allein zu bleiben: wir wohnten ja unſer vier hier zuſammen, und alle meine Freundinnen haben mich verlaſſen. Die eine iſt nach England, die andere zu ihren Eltern gegangen, dieſe hat ſich entführen laſſen, jene hat ſich im dreizehnten Stadtbezirke *) verheirathet! . . . Und jetzt willſt auch Du mich verlaſſen!«

»O nein, ich habe ja nie bei Dir gewohnt.«

»Das iſt egal, es iſt lächerlich, daß Du hier nicht übernachten willſt . . . wir hätten von unſeren Eroberungen ſprechen und dabei ſo ſchön einſchlafen können!«

»Ich mache keine Eroberungen . . . Gute Nacht, Coralie, Du kannſt ja von Achille Rocheville träumen, das iſt viel beſſer.«

»Du ſagſt mir das im Scherz! . . .«

*) Paris hat nur zwölf Stad.bezirke. Anm. d. Ueberſ.

*

»Ich denke an den armen Cotonnet, dem Du ewige Liebe verſprochen hatteſt.«

»O! wenn Du wieder von Cotonnet anfängſt, ſo lege ich mich lieber ſchlafen! Gute Nacht, Auguſte.«

»Gute Nacht, Coralie.«

Die beiden Freundinnen verlaſſen ſich ziemlich kalt. Coralie bleibt lange oben auf der Treppe ſtehen, um Auguſte hinuntergehen zu ſehen, und vielleicht auch um zu ſehen, ob ſich nicht etwa ein Nachbar blicken läßt.

Aber Auguſte iſt hinuntergegangen ohne Jemanden zu begegnen. Kaum hat ſie die Hausthür geſchloſſen, ſo eilt ein junger Mann, der gegenüber ſtand, ſo haſtig auf ſie zu, daß ſie erſchrocken ſtill ſteht.

»Fürchten Sie nichts, Mamſell Auguſte; ich bin's, Cotonnet,« flüſtert er ihr mit zagender Stimme zu.

»So! Sie ſind's, Herr Cotonnet! Sie haben mir einen Schrecken eingejagt . . . Was machen Sie denn hier auf der Straße?«

»Mein Gott! ich warte, ich lauere, ich wollte durchaus Coralie ſehen; aber der Hausmeiſter ſagte, ſie ſey ausgegangen, und ich wartete.«

»Sie würden vergebens warten, ſie iſt nicht ausgegangen, denn ich komme eben von ihr her.«

»Das iſt boshaft, ſagen zu laſſen, ſie ſey nicht zu Hauſe. Sie will mich alſo durchaus nicht wiederſehen! . . . Mein Gott! wie unglücklich bin ich! Sie wiſſen ja, Mamſell Auguſte, wie gut ich ihr bin «

»Das habe ich ihr ſo eben geſagt.«

»Sie ſind gut und gefühlvoll, Mamſell Auguſte; Sie würden einem Manne, der Sie aufrichtig liebt, nicht ſo viel Schmerz machen!«

»Was tragen Sie denn unter dem Arme, Herr Cotonnet? es ſcheint ſehr umfangreich zu ſeyn.«

»Es iſt ein kleiner Korb mit Auſtern, den ich gekauft habe, weil Coralie Luſt hatte, welche zu eſſen.«

»Wie gut ſind Sie! Coralie weiß Sie nicht zu ſchätzen. Gehen Sie nur hinauf, ſprechen Sie durch die Thür mit ihr, ſagen Sie ihr, was Sie bringen, und Sie werden gewiß nicht abgewieſen, ſie iſt ein Leckermaul . . .«

»Ja, die Auſtern wird ſie vielleicht nicht zurückweiſen . . . Nun, ich will's wenigſtens verſuchen . . . Aber Sie ſind allein, ich will Sie zuerſt nach Hauſe begleiten.«

»Nein, nein, das iſt nicht nöthig; ich wohne ja ganz in der Nähe . . . Auf Wiederſehen, Herr Cotonnet.«

»Nein, Mamſell Auguſte, ſo ſpät laſſe ich Sie nicht allein gehen.«

Er eilt der Freundin ſeiner Geliebten nach, und trotz des Auſternkorbes, den er unter dem Arme trägt, holt er ſie ein und geht an ihrer Seite fort.

»Sie ſind wirklich zu gütig, Herr Cotonnet . . . es war nicht der Mühe werth, mich zu begleiten, mir begegnet nie etwas. Es gibt Frauenzimmer, die immer Abenteuer auf der Straße haben; man geht ihnen nach, redet ſie an, will durchaus ihren Arm nehmen . . . ich hingegen habe Glück, mich hat noch Niemand angeredet, ich gehe freilich ſehr ſchnell . . .«

»Ja wohl, Sie gehen ſchnell.«

»Entſchuldigen Sie, ich hatte vergeſſen, daß Sie etwas Schweres tragen, Sie müſſen erhitzt ſeyn.«

»Nein, das kann ich nicht ſagen . . . Und was ſagte Coralie von mir? . . . Daß ſie mich nicht mehr leiden kann, nicht wahr?«

»Sie wiſſen ja, Herr Cotonnet, wenn man böſe iſt, ſagt man gar viel aus Aerger, aber man denkt es nicht.«

»Ach, wenn Sie die Wahrheit ſagten! Ich weiß nicht, wie es kömmt, aber ich fürchte, daß Coralie einen Andern liebt . . . Hat ſie von einem Andern geſprochen?«

»Nein; es wäre wirklich gut, wenn Sie ſich mit ihr ausſöhnten . . .«

»Wenn ſie mich aber trotz meiner Auſtern nicht einlaſſen will? . . .«

»Da bin ich an meiner Hausthür . . . Gute Nacht, Herr Cotonnet.«

»Mamſell, ich muß erſt ſehen, daß ſich die Hausthür hinter Ihnen geſchloſſen hat.«

»Glauben Sie denn, man wolle mich entführen?«

»Nein, aber ſehen Sie nur den Mann, der einige Schritte von Ihrer Thür im Dunkeln ſteht.«

»Sie glauben, es ſey Jemand auf der Straße? Ich ſehe Niemanden.«

»Wie! Sie ſehen nichts? dort in jener Ecke . . . Es iſt fürwahr ein eleganter Herr mit weißen Handſchuhen.«

Auguſte ſchaut noch einmal, und dieſes Mal antwortet ſie mit unſicherer Stimme:

»Ja, wirklich . . . ich glaube, dort ſteht Jemand . . . Aber was kümmert mich das? . . . mich erwartet der Herr gewiß nicht.«

»Mag ſeyn, ich muß mich erſt überzeugen, daß Sie im Hauſe ſind.«

»Sie werden nicht mehr ins Haus kommen . . .«

»O ja, es gibt immer Mittel, die Hausmeiſter zu erweichen.«

Auguſte erwiedert nichts mehr, ſie ſeufzt leiſe, eilt davon und in einer Minute iſt ſie vor der Thür.

Der elegante Herr im Schatten macht eine Bewegung, als ob er auf ſie zugehen wolle, aber als er Cotonnet mit dem Auſternkorbe bemerkt, tritt er ſchnell zurück.

Auguſte zieht die Thürglocke, tritt ein, ruft Cotonnet noch einmal gute Nacht zu und ſchließt ſchnell die Thür.

Ende des erſten Theiles.